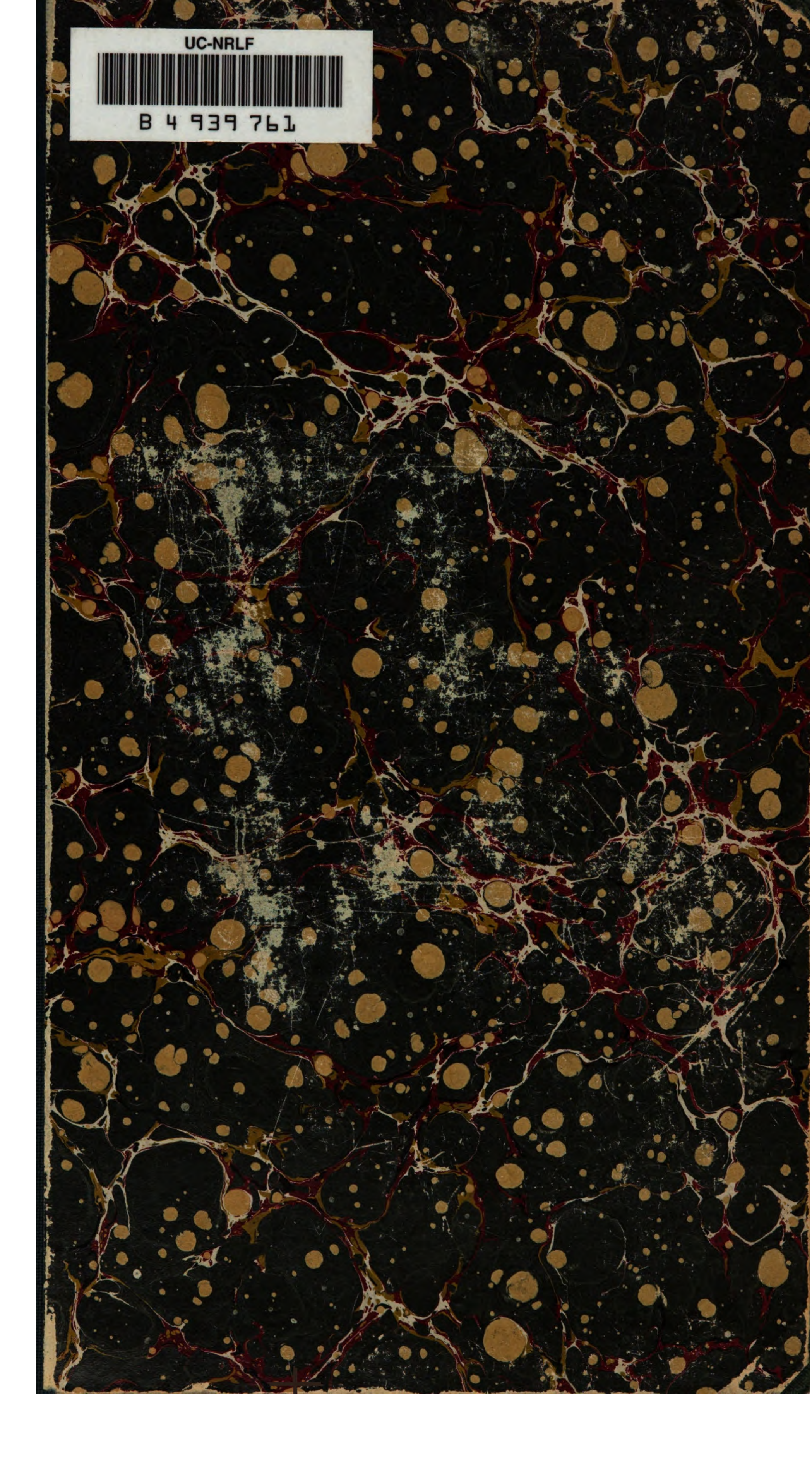
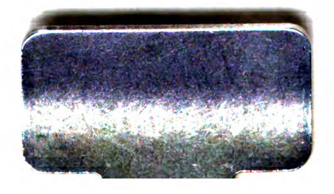

UC-NRLF
B 4 939 761









# Geschichte der Germanenforschung

Von

**Theobald Bieder**

Erster Teil: 1500—1806




Theodor Weicher
Leipzig Berlin

1921

# Geschichte der Germanenforschung

Von

Theobald Bieder

---

Erster Teil:

1500—1806




Theodor Weicher
Leipzig Berlin

1921

Druck von Oskar Bonde, Altenburg.

# Inhalt.



---

# Vorwort.

Über Wege und Ziele dieses Werkes berichtet die Einleitung. Es genügen hier darum einige Worte über Entstehen und Aufbau des Ganzen. Das Buch gliedert sich in drei Hauptabschnitte: etwa 1500 bis 1806, 1806 bis 1870, 1870 bis zur Gegenwart, deren erster hier vorliegt. Auch in der Germanenforschung bedeuten diese für die deutsche Geschichte wichtigen Daten Wendepunkte.

Ich löse hiermit ein bereits 1909 gegebenes Versprechen ein; die Kriegsjahre rissen mich völlig aus der Arbeit heraus, und was ich jetzt biete, ist vielleicht auch nur ein „Versuch", die Hauptlinien der Geschichte der Germanenforschung festzuhalten und ihre ununterbrochene Entwicklung von den Anfängen bis auf unsere Tage zu zeigen. Wer sich den Fragen germanischer Vergangenheit zuwendet, und sei es auch nur im Rahmen einer literaturgeschichtlichen Darstellung, soll von tiefer Liebe für unsere deutsche Heimat und für unser Vaterland geleitet werden, ohne daß er den Boden sicherer Wissenschaft unter den Füßen verliert. Möchte mein Buch zu seinem bescheidenen Teile diese Liebe auch in den Lesern stärken!

Der Darstellung liegt zum größten Teile meine eigene Bücherei zugrunde. Wo sie versagte, hat mir die Hamburgische Stadtbibliothek jederzeit das mir fehlende mit großem Entgegenkommen zur Verfügung gestellt, wofür ich ihr aufrichtigen Dank schulde. Gleicher Dank gebührt dem rührigen Verlage für das Interesse, das er von Anfang an meiner Arbeit entgegenbrachte.

Hamburg, Ende September 1920.

**Theobald Bieder.**

# 1. Einleitung.

„Tiuschiu zuht gât vor in allen."
Walther von der Vogelweide.

Den Ausdruck „Germanenforschung" wählte ich schon 1910 an Stelle der zu eng begrenzten wissenschaftlichen Bezeichnung „Germanistik", die wohl gleichbedeutend mit germanischer Philologie ist. Meinen früheren Veröffentlichungen entsprechend beabsichtige ich nicht, den Inhalt der Werke über die Geschichte der germanischen Philologie von Rud. von Raumer und Prof. Herm. Paul zu wiederholen, wenn meine Arbeit auch manche Berührungspunkte mit ihnen ergeben wird. Das gleiche gilt von den „Historiographien" Wegeles und Prof. Fueters. Rasse, Kultur und Heimat der Germanen: das sind die grundlegenden Fragen, deren literargeschichtlicher Entwicklung in den folgenden Ausführungen nachgegangen werden soll, weil sich aus der Stellung der einzelnen Forscher zu ihnen ergeben dürfte, ob sie in dem Germanentum, wie es heute nicht mehr anders möglich ist, „eine erste Bewegung, ein aus sich rollendes Rad" erblickt haben oder nicht. Man darf nicht etwa annehmen, daß die Gegenwart mit ihrem Ringen und Forschen nirgends den Zusammenhang mit den Anschauungen vergangener Zeiten erkennen ließe. Auch das Gebiet der Urgeschichtsforschung gehört schließlich — so wenig man sich vielleicht mit diesem Gedanken befreunden wird — zu den exakten Wissensgebieten, die sich durch eine fortschreitende, aber nicht sprunghafte Entwicklung auszeichnen. Manche strittige Frage der Gegenwart gewinnt im Spiegel der Vergangenheit schärfere, ein ruhiges Urteil ermöglichende Beleuchtung. Man verstehe mich recht: ich wünsche nicht den Blick ausschließlich in die Vergangenheit zu richten, um etwa — im Sinne Nietzsches — auch in ein „Rückwärtsdenken" zu verfallen, sondern aus den Meinungen und Parteiungen der Vergangenheit heraus die Gegenwart zu erklären und somit Ausblicke für die Forschung der Zukunft zu eröffnen oder wenigstens dazu beizutragen, ihr eine einheitliche Grundlage zu schaffen, die bislang leider noch nicht vorhanden ist. Woher kommt es denn, daß die Allgemeinheit — gerade im Hinblick

auf das Germanenproblem — im Grunde nur wenig aus den Anschauungen des 18. Jahrhunderts herausgewachsen ist? Daß die Ergebnisse der Germanistik noch keineswegs für das große Publikum fruchtbar gemacht sind? Vielleicht hat die Absonderung der Wissenschaft schon an sich die Berührung mit weiteren Kreisen verhindert. Wie die „offizielle" Vertretung unserer Vorzeit in der Gegenwart aussieht, möge folgendes Beispiel zeigen. Das Sammelwerk „Die Kultur der Gegenwart" hat in der zweiten Auflage dem Teile „Die Religionen des Orients" (257 Seiten) einen von Dr. A. Heusler verfaßten Abschnitt über die altgermanische Religion beigegeben. Umfang mit dem Literaturverzeichnis: ganze 15 Seiten. Warum sind die Germanen so schlecht dabei weggekommen? Weil es schwer ist, ihre Mythologie in ein einheitliches System zu bringen, oder auch: weil die Germanen eigentlich überhaupt keine Religion hatten. Dr. Heusler schreibt wörtlich: „Ein einziger vedischer Hymnus, ein jüdischer Psalm, ein attisches Chorlied enthalten mehr Religion als die gesamten altnordischen Pergamente." Ich behaupte ohne weiteres: in Dänemark und Schweden wäre ein Satz wie der Heuslersche allgemeiner Verurteilung anheimgefallen — oder er würde dort schon an sich zu den Unmöglichkeiten gehören. Über den Umstand, daß die germanische Religion den orientalischen Religionen beigesellt ist, klärt uns der Herausgeber des ganzen Werkes, Prof. Paul Hinneberg, auf: „Mit den Religionen von Hellas und Rom war sie nicht zusammenzustellen, weil es an inneren Beziehungen zwischen ihnen und der Religion der Germanen fehlt." Ich gestehe, umfangreichere Beziehungen religiöser Natur zwischen Germanen und Orientalen auch nicht entdeckt zu haben. Im Scherze aber: welcher Glanz hätte sich der germanischen Religion mitgeteilt, wenn sie die Ehre gehabt hätte, neben der hellenischen und römischen erscheinen zu dürfen?

So zeigt denn die Wissenschaft im allgemeinen eine eigentümliche, hartnäckige Abneigung gegen alle Äußerungen germanischen Lebens. Gewiß, die germanische Altertumskunde ist nach allen Richtungen hin gründlich studiert worden. Man hat dem großen weltgeschichtlichen Ringen vom sicheren Port aus zugesehen und die germanische Urzeit als ein interessantes Objekt betrachtet, ohne doch daran zu denken, daß wir den Trägern dieses „Objekts" immer noch nach mehrtausendjähriger Entfernung dem Blute und dem Geiste nach sehr nahe stehen. Nur allzuschnell verwehten die Spuren derer, die das Dunkel germanischer Vorzeit auf Grund des Studiums von Rasse und Kultur erhellten und aus den gewonnenen Ergebnissen die praktischen Schlußfolgerungen für

das Leben selbst ziehen wollten. Und ganz unbedingt hatte Christian Hostmann recht, wenn er in bezug auf die Germanenforschung behauptete: „Das längst Gefundene wird wieder verscharrt."

Eine Geschichte der Germanenforschung könnte billig mit dem Altertum beginnen, sie würde, wenn man nur die Beziehungen zum europäischen Norden berücksichtigen wollte, sogar bis auf Homer und Herodot zurückgreifen müssen, sie hätte von griechischen Forschern besonders die Mitteilungen aus Pytheas, ferner Strabo, Dionysios Periegetes und Ptolemäus, von römischen Schriftstellern Cäsar, Mela, Velleius Paterculus, Plinius, Tacitus (vor allem die Germania, dann auch die Annalen), Ammianus Marcellinus, die „tabula Peutingeriana", Orosius, Claudianus usw. zu berücksichtigen. Dann hätten die frühen germanischen Geschichtsquellen selbst zu folgen. Wir wollen hier aber nicht so weit zurückgreifen, sondern nur die Germanenforschung darstellen, die sich in Deutschland als besondere Wissenschaft entwickelt hat. Und da können wir die Grenzen erheblich enger ziehen, indem wir nur bis zum Ausgange des Mittelalters zurückzugehen brauchen.

Der Begriff „Mittelalter" läßt vor unserem geistigen Auge verschiedene Bilder erstehen — je nach dem Standpunkte des Beobachters. Der „exakte" Naturwissenschaftler und Monist erblickt in ihm das Zeitalter geistiger Unterjochung durch eine römisch denkende Priesterschaft. Der feiner philosophisch gebildete rühmt den tief mystisch-germanischen Zug jenes Zeitabschnitts, der künstlerisch empfindende empfängt reichste Nahrung aus der herrlichen mittelalterlichen Baukunst usw. Der Kaufmann und Gewerbetreibende freut sich des weittragenden Wagemutes der Hansa und der deutschen nach dem Osten vordringenden Kolonisten; in dem Zusammenschlusse der einzelnen Gewerbe in Zünften und Gilden erkennt er Vorläufer der heutigen Gewerkschaften. Was wir aber glauben, an dem Bilde vermissen zu dürfen, ist, daß das Ganze nicht durchglüht wird von einem einheitlichen nationalen Gedanken. Gewiß, das Mittelalter hat zahlreiche wertvolle örtlich begrenzte Chroniken erstehen lassen. Wo es sich aber um umfassende (Welt-) Chroniken handelte, erschien die deutsche Geschichte doch nur als Fortsetzung der römischen.

Da sich nun aber doch die Bilder des deutschen Mittelalters — von einigen Ausnahmen gewiß abgesehen — in ein anmutiges und reizvolles Farbenspiel auflösen, so ist man vielleicht berechtigt, auf jenes Zeitalter das Distichon Schillers aus dem „Genius" anzuwenden:

„Gleich verständlich für jegliches Herz war die ewige Regel,
gleich verborgen der Quell, dem sie belebend entfloß."

Aber ganz richtig ist das doch nicht. Wo die Geschichtschreiber, denen die Pflege des nationalen Gedankens in erster Linie hätte obliegen müssen, in dieser Beziehung im Stiche ließen, da traten die Dichter an ihre Stelle. In der Tat hat der Ruf Arndts „das ganze Deutschland soll es sein“ schon ums Jahr 1200 unser Vaterland durchhallt. Walther von der Vogelweide gab ihm Ausdruck in dem schönen Verse:

Von der Elbe unz an den Rin
und her wider unz an Ungerlant,
so mugen wol die besten sin,
die ich in der werlte han erkant.

Dieses Gedicht, das die deutsche Zucht allen Nationen voranstellt, ist von Karl Bartsch völlig im Sinne der Gegenwart „Deutschland über alles“ betitelt worden.

Man wird also sagen dürfen, daß der nationale Gedanke wenigstens der Anlage nach vorhanden war, und daß es nur eines Anstoßes bedurfte, um ihn zu wecken und zu fördern. Dieser Anstoß kam von zwei Richtungen: der erste äußerst nachhaltige und folgenreiche vom Süden, von Italien her, der zweite zunächst ebenfalls sehr wichtige vom Westen, von Frankreich, her. „Sonderbar“, schreibt Joh. Scherr (deutsche Kultur- und Sittengeschichte), „daß ein Italiener und noch dazu ein Mann, der später als Kurtisan des römischen Hofes und dann als Papst die reformistische Richtung gefährlich befehdete, es sein mußte, welcher dem Humanismus in Deutschland mitunter den ersten Vorschub leistete. Ich meine den feingebildeten, aber charakterlosen Aeneas Silvius Piccolomini.“ Noch sonderbarer dürfte sein, daß derselbe Italiener dem deutschen Humanismus gleich die germanische Grundlage verschafft hat. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts hatte der italienische Geschichtschreiber Flavio Biondo (seinem Namen nach germanischer Herkunft) eine „Italia illustrata“ herausgegeben, die das antike und das moderne Italien miteinander verschmolz. Aeneas Silvius, als Papst Pius II., übertrug den gleichen Gedanken auf Deutschland. Seine Germania, die mehrere Auflagen erlebt hat und noch 1574 in den ersten Band der Schardschen Sammlung aufgenommen wurde, war neben der taciteischen Germania, die 1470 erstmalig in Rom (nachdem sie von Deutschland dahin verschleppt worden war, s. die Mitteilungen von H. F. Maßmann und K. Müllenhoff, D. A. Bd. 4) und 1473 in Nürnberg herauskam, dasjenige Werk, das trotz seines geringen Umfanges die reichsten Anregungen ausstreute und den Blick der deutschen Humanisten auf die vaterländische Vorzeit lenkte.

So liegt denn die eigentliche Wurzel des deutschen Humanismus ebenfalls in Italien, und es ist schon aus diesem Grunde kein Wunder, daß auch die glänzendsten Schriftsteller jener Zeit nicht frei von inneren Widersprüchen wurden und daß sie das, was an dem durch Griechen und Römer überlieferten Bilde Germaniens etwa fehlen mochte, wohl auch durch eigene Forschung, gelegentlich aber auch durch das Spiel der Phantasie zu ergänzen suchten. Man hat der germanischen Altertumsforschung jener Zeit nicht selten zum Vorwurfe gemacht, daß sie nicht immer klare Besonnenheit aufgewiesen habe und im Gegensatze zur italienischen Geschichtschreibung — als ihrem Vorbilde — der Phantasie allzusehr habe die Zügel schießen lassen. Gewiß: mit nüchterner Wissenschaftlichkeit und kritischer Strenge sind unsere ersten Germanisten im allgemeinen nicht zu Werke gegangen. Sie hatten sich erst alle Grundlagen ihres Forschungsgebietes im wahrsten Sinne des Wortes zu erobern, und sie taten es mit jugendlichem Ungestüm und vaterländischer Begeisterung. Die italienische Geschichtschreibung dagegen hatte als Fortsetzung der römischen den Vorzug der — wie man annahm — ununterbrochenen uralten Überlieferung, und ihre Quellen flossen darum ruhiger. Und dieser südländischen Überlieferung hatte die germanische Wiedergeburt ihr ureigenstes Gebiet abzuringen, denn schließlich waren es doch die Geschichtschreiber des klassischen Altertums, allen voran die Germania des Tacitus, die der jungen Germanenforschung die erste Grundlage und den ersten Stoff zu bieten hatten. Dieser selbständigen Schrift schlossen sich die bereits erwähnten griechischen uud römischen Geschichtschreiber an. Zwei für die Geschichte der Kämpfe der Römer mit den Germanen besonders wichtige Werke wurden erst später herausgegeben: 1515 erschienen zu Rom die ersten fünf Bücher der taciteischen Annalen (die Handschrift stammte ebenfalls aus Deutschland); in demselben Jahre entdeckte Beatus Rhenanus den Velleius Paterculus und ließ ihn 1520 zu Basel erscheinen. Dabei genügt es nicht, die Humanisten eines „Dualismus" zu zeihen — den man ja vielleicht darin erkennen mag, daß sie zumeist einen germanischen Inhalt in eine lateinische Form gossen —, man ist versucht, hier sogar einem „Trialismus" das Wort zu reden. Die geistigen Gegensätze waren gegeben durch die klassische Überlieferung, die bestehende Kirche und das germanische Heidentum, denn daß im deutschen Humanismus „eine echt heidnische Gesinnung, ein Widerspruch zum Christentum" [1]) zum Ausdruck kam, ist bei der Mehrzahl der in Frage kommenden Gelehrten nicht in Zweifel zu ziehen.

---

[1]) Vgl. Emil Reicke in seiner Schrift über den Gelehrten, S. 70.

Aber gerade eine solche an inneren Widersprüchen reiche Zeit entbehrt nicht eines geheimen Reizes, denn wenn es dem einzelnen nicht gelang, die Gegensätze in sich zu vereinigen und auszugleichen, so konnte die einzelne Richtung durch die fortwährend gegebene Problem- und Kampfesstellung nur gewinnen, indem sie gezwungen war, ihr letztes und bestes zu enthüllen. Den praktischen Erfolg trug schließlich, wenn dies auch durchaus nicht im Sinne mancher Humanisten lag, die kirchliche Reformation von dannen.

Ein Umstand begünstigte die Entwicklung des deutschen Humanismus: seine Vertreter fanden eine besondere Stütze an dem Kaiser Maximilian. Ihm, der selbst eine romantisch veranlagte Natur war, gewannen Untersuchungen über die Geschichte seines Vaterlandes das größte Interesse ab. So sehr nun die im folgenden zu besprechenden Gelehrten auf kaiserliche Förderung rechnen konnten, so wußten sie doch die Gefahr, zu bloßen „Hofhistoriographen" herabzusinken, wohl zu vermeiden. Die Verhältnisse lagen in Deutschland eben anders als in Italien: hier waren es tatsächlich die Höfe, von denen die Wiedergeburt der Wissenschaften und Künste ausging, in Deutschland waren es Gelehrte bürgerlichen Standes, die sich dieser Aufgabe unterzogen.

---

## 2. Die Germanenforschung des 16. Jahrhunderts.

### a) Die Arbeiten des deutschen Humanismus von 1500 bis 1560.

„Nun aber die weil wir nichts gantzes von der alten Teutschen nation mögen han, wöllen wir dannocht das klein wenig und die stück, die wir davon finden nit lassen verderben, sunder zuosamen lesen und in eeren halten, dann es trifft an die ere unsers vatter lands und unser vorfaren, so vor tausend ja zwei tausent jaren diss land yngewont hand, und durch manch mittel person uns geboren, unnd durch vil herte arbeit das ruch und einödig ertrich geschlacht und fruchtbar gemacht, das sie wild und wüst zuom ersten gefunden und ingenommen hand. Sie hand uns für gefochten und unsert halb übel zeit gehabt, bis sie das onerbauwen ertrich zuo gericht hand, und zuo menschlicher wonung geschickt gemacht." (Sebastian Münster, 1544.)

Bedeutete aber das Zurückgehen in die Vergangenheit nicht ein Ausweichen vor der Gegenwart? Nicht selten begegnet man ja in geschichtsphilosophischen Betrachtungen der Ansicht, daß ein Volk sich nur zur Zeit seines Niedergangs auf seine früheste Vergangenheit zurückbesänne, um aus ihr etwa verlorene Kräfte zurückzugewinnen. Dieser Vorwurf kann indessen unsere frühesten Germanisten nicht treffen. Im Gegenteile: die politischen Kämpfe der Gegenwart belebten des weiteren das Interesse an der Vergangenheit. Dies ist der Punkt, an dem der zweite, von Frankreich her kommende Antrieb einsetzte. Die Gedanken, die Jakob Wimpheling (geb. 1450 zu Schlettstadt, gest. daselbst 1528) in seiner 1501 erschienenen Schrift „Germania" [1], die fünf Jahre später Konrad Peutinger (geb. 1465 zu Augsburg, gest. daselbst 1547) in den „Sermones convivales, in quibus multa de mirandis Germaniae antiquitatibus referuntur" [2]) niederlegte, entsprangen doch schließlich nahezu denselben politischen Verhältnissen, die drei Jahrhunderte später Ernst Moritz Arndt zur Abfassung seiner berühmten

[1]) Übersetzt und mit einer Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Ernst Martin, Straßburg (Trübner) 1885.

[2]) In einer späteren Auflage (1684) heißt der Titel „Sermones convivales de finibus Germaniae contra Gallos".

Schrift „Der Rhein, Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze" veranlaßten. Die Deutschheit des Elsasses — im Gegensatze zu französischen Ansprüchen —, die Deutschheit des linken Rheinufers überhaupt von altersher geschichtlich nachzuweisen, war der besondere Zweck beider Schriften.

An der Schwelle des deutschen Humanismus germanischer Richtung stand also eine bedeutsame politische Frage, die die Franzosen im Laufe der folgenden Jahrhunderte immer wieder aufzuwerfen nicht müde wurden, und zweifellos hatte es ihnen schon damals an Zuspruch vom Reiche aus nicht gefehlt, konnte sich doch schon Wimpheling über Französlinge im deutschen Elsaß beklagen. Aber diese Frage war nicht die einzige, die die Humanisten Südwest-Deutschlands vorwiegend beschäftigte; es trat die weitere hinzu; hatten die Franzosen ein Recht, die deutsche, d. h. eigentlich „römische" Kaiserkrone für sich zu beanspruchen, oder war dieses ausschließlich den Deutschen vorbehalten? Die eine wie die andere Frage mußte notwendigerweise die Untersuchungen über die germanische Vorzeit fördern. In erster Linie mußte — worüber man sich in Frankreich durchaus nicht jederzeit im klaren war — die germanische Herkunft der Franken, die dem eroberten Gallien den Namen gegeben hatten und das Germanentum Karls des Großen einwandsfrei festgestellt werden. Man darf nicht daran zweifeln, daß von Deutschland aus die ersten im großen und ganzen richtigen Darstellungen des geschichtlichen Verhältnisses gegeben wurden — abgesehen von den noch zu besprechenden Fabeleien des Trithemius. Die erste Arbeit mit dem ausgesprochenen Titel „de origine Francorum" ist wohl diejenige, die Michael Coccinius (Köchlin), ein Schüler Heinrich Bebels, seiner 1506 zu Straßburg erschienenen Schrift „de tralatione imperii a Graecis ad Germanos" einfügte. Ihr Ergebnis fällt, wie nicht anders zu erwarten, ganz im Sinne Wimphelings und Peutingers zugunsten der Germanen aus. Eine weitere Schrift ähnlichen Inhalts gab 1519 Hieronymus Gebviler zu Straßburg heraus: „Libertas Germaniae, qua Germanos Galliis, neminem vero Gallum . . . Germanis imperasse, certissimis classicorum scriptorum testimoniis probatur." (Die Freiheit Germaniens, in der aus beweiskräftigen Zeugnissen klassischer Schriftsteller bewiesen wird, daß die Germanen wohl über die Gallier (Franzosen), kein Gallier aber über Germanen geherrscht habe). Zwei Jahre später ließ Hermann von Neuenahr (a Nuenare) seine kleine, aber dem Inhalt wie der Form nach gleich wertvolle Schrift: brevis narratio de origine et sede Francorum zu Köln erscheinen. Die genannten Arbeiten sind nur die diesem

Stoffe gewidmeten Sonderschriften, wir begegnen demselben natürlich auch in den Werken anderer Schriftsteller jener Zeit.

Es ist gewiß kein Zufall, daß alle diese Schriften im Elsaß oder wenigstens am Rhein erschienen sind. Aber vielleicht wäre auch hier das Interesse an der Vergangenheit nicht in dem Maße erwacht, wenn nicht ein großer Vorgänger — und z. T. Zeitgenosse der genannten Männer — die Wege geebnet hätte. Es war Conrad Celtis (geb. 1459 zu Wipfelde bei Würzburg, gest. 1508 zu Wien), der auf seinen Wanderungen, die ihn durch ganz Deutschland führten, auch nach den Rheinlanden kam und 1493 zu Mainz die „sodalitas literaria rhenana" (Rheinische Gesellschaft) gründete. Diese Sodalitäten, deren Celtis mehrere ins Leben rief, waren die berufenen Pflegestätten des Humanismus auf germanischer Grundlage und reiche Anregungen gingen von ihnen aus. So hat auch der Schlettstädter Kreis (Elsaß), dem Wimpheling angehörte, hervorragende Männer bei sich gesehen, und der bedeutendste germanistisch gebildete Humanist, Beatus Rhenanus, ist aus ihm hervorgegangen.

Im Jahre 1505 erschien Wimphelings größeres Werk „Rerum germanicarum epitome", das seinen Verfasser trotz aller Begeisterung für die Taten der Deutschen doch von italienischen Quellen abhängig zeigt. Seinen Wert behält es als ersten Versuch, die deutsche Geschichte im Zusammenhang darzustellen. Vielleicht hat es gerade aus diesem Grunde — denn für die Mängel des Buches konnten schon die unmittelbar folgenden Geschlechter nicht mehr blind sein — mehrere Auflagen erlebt, von denen die bekannteste und verbreitetste wohl die in die Hervagsche Sammlung 1532 aufgenommene ist. Auf die vorhin behandelte Frage nach der „Übertragung des Reiches an die Deutschen" (de translatione imperii) bezieht sich Kap. 9: De antiquitate Baioarorum et Carolo Magno primo imperatore post Graecos et de inhumano facinore Gallorum modernorum. Wimpheling folgert: die römischen Kaiser Diokletian (aus Illyrien stammend), Decius, Probus, Jovianus und Valentinianus (aus Pannonien gebürtig) seien germanischen Geblütes, und deshalb könne man eher behaupten, das Kaisertum sei von den Griechen zu den Germanen zurückgekehrt, als daß es von jenen auf diese übertragen sei.

Wimphelings warmherzige Liebe für das Germanentum zeigt sich schon am Beginn seines Werkes, wo wir erfahren, daß das Germanentum bis in die Zeiten Homers und Hesiods zurückreicht, daß die sehr mächtigen Könige Darius und Cyrus nicht gewagt haben, die Germanen anzugreifen, daß Alexanders des Großen Macht einzig bei den Germanen

Widerstand erfuhr und Lysimachus in germanische Gefangenschaft geriet. Wir fragen vielleicht: was hat das alles mit unserer Geschichte zu tun? Wimpheling dehnt das Germanentum eben auch auf die im Norden des Schwarzen Meeres bis zur Donau wohnenden Kimmerier und Geten aus. Daß „Kimmerier“ und „Kimbern“ verwandte Namen sind, die auf verwandte Völkerschaften schließen lassen, ist eine — allerdings häufig bekämpfte — Meinung, der wir bis in die neueste Zeit (auch bei Dr. Wilser) begegnen. So zeigt sich schon bei Wimpheling die erste Ahnung eines germanischen Europas der Vorzeit, aber es ist alles noch im Flusse und ohne bestimmte Abgrenzung. Vielleicht gab gerade diese Unbestimmtheit, die die Möglichkeit kühner Schlüsse zuließ, Anlaß zu weiteren Untersuchungen, und der Gedanke ließ die Germanisten in den ersten Jahrzehnten unserer Forschung nicht mehr los. — Als Eigentümlichkeit für die Geschichtschreibung am Anfange des 16. Jahrhunderts sei noch erwähnt, daß Wimpheling die Varus-Schlacht in die Nähe von Augsburg verlegt. Erst ein Jahrzehnt später bringt die richtige Erkenntnis durch. So gern wir in Wimpheling einen wackeren Vorkämpfer des Germanentums ehren, so müssen wir doch auch bekennen, daß er sein Gebiet nicht ganz folgerichtig durchgearbeitet hat. Die politischen und kirchlichen Verhältnisse seiner Heimat nahmen seinen Geist und seine Tätigkeit anders in Anspruch.

Peutinger dagegen finden wir bald als Haupt des glänzenden Augsburger Humanistenkreises. In der Augsburger Vergangenheit schienen sich römisches und germanisches Leben seltsam miteinander zu vermischen. „Augsburg ist der erste Mittelpunkt des römischen Lebens geworden, in den reichen Tälern und Ebenen, in die der römische Eroberer aus den rauhen Alpenhöhen herabgestiegen war.“ [1]) Es ist demgegenüber interessant, festzustellen, daß Augsburg eine der ersten Städte war, in denen germanische Wissenschaft die Augen aufschlug. Ja, kein geringerer als Beatus Rhenanus berichtete 1531 in einem Briefe an Amerbach: „Conradus Peutingerus — certe vir optimus et mihi quoque propter exhibitam anno superiori, in πανγερμανικῷ illo apud Augustam concilio, non vulgarem humanitatem peculiariter praedicandus.“ [2]) (C. Peutinger — sicher ein glänzender Mann und

[1]) „Römisches in Deutschland“ von E. Hübner in der „Deutschen Rundschau“, Bd. XLVIII, 1886.

[2]) Dieser Brief ist unter dem Titel „dissertatio epistolica de originibus Gothicis“ der Ausgabe der „Sermones convivales“ Peutingers vom Jahre 1684 beigefügt. Der erste Druck erfolgte in der 1531 bei Hervag erschienenen Prokop-Ausgabe (de rebus Gothorum, Persarum ac Vandalorum). Diese Ausgabe hat mir bisher nicht vorgelegen.

von mir besonders zu rühmen wegen seiner im vorigen Jahre im Augsburger pangermanischen Kreise bewiesenen nicht alltäglichen Bildung). Also eine pangermanische Vereinigung in Augsburg! Der Ausdruck „pangermanisch“, der hier wohl zum ersten Male in der Literatur erscheint, ist bezeichnend für das lebhafte Interesse, das man der germanischen Vergangenheit entgegenbrachte.

So wurde denn Augsburg ein ähnlicher wissenschaftlich-germanistischer Mittelpunkt, wie er schon in Mainz bestand, wie wir ihn dann auch in Wien (hier ebenfalls durch Celtis angeregt) und in Nürnberg (unter der Führerschaft Wilibald Pirkheimers) finden, eine Vereinigung, von der aus man bestrebt war, das alte Germanien im neuen zu finden, d. h. das von den antiken Klassikern überlieferte Bild wiederherzustellen und es der Gegenwart anzupassen. Dazu mochte wohl auch die Geographie des Ptolemäus mit ihren verführerischen Städte-Angaben im alten Deutschland verlocken [1]; in erster Linie war es aber doch die Germania des Tacitus, auf die man im wesentlichen alle Erscheinungen zurückzuführen suchte; sie war es, die die deutschen Humanisten zu dem glühenden Patriotismus begeisterte, der mit der wissenschaftlichen Erforschung der germanischen Vorzeit im 16. Jahrhundert innig verbunden war. Merkwürdig und bezeichnend genug, daß die erste Übersetzung der Germania ins Deutsche erst 1535 erschien!

Die junge germanische Wissenschaft hatte indessen gleich zu Anfang mit nicht unerheblichen Anfechtungen zu kämpfen. Im Jahre 1498 hatte der Dominikanermönch Annius von Viterbo ein Werk mit gefälschten, dem Chaldäer Berosus zugeschriebenen Bruchstücken herausgegeben, das einen ungeheuren Einfluß auf die ferneren Darstellungen der Urgeschichte Deutschlands ausüben sollte. Wenig später erschien der ebenfalls erdichtete Hunibald des Abtes Johannes Trithemius [2]), der einerseits die mittelalterlichen Sagen vom trojanischen Ursprung der Franken aufnahm, andererseits aber, um dem Germanentum ein möglichst hohes Alter zu sichern, auf deutschem Boden mehrere Jahrhunderte vor Christi Geburt ein Frankenreich errichtete, das natürlich völlig ungeschichtlich

[1]) Ich möchte bei dieser Gelegenheit hinweisen auf Heft 2 und 3 des von Fr. C. H. Kruse herausgegebenen Archivs für alte Geographie usw., 1822, und auf die m. E. abschließenden Untersuchungen von Georg Holz „über die germanische Völkertafel des Ptolemaeus“, Halle 1894.

[2]) „De origine gentis Francorum compendium Jo. Trittenhemii abbatis ex duodecim ultimis Hunibaldi libris, quorum sex primos Vuasthaldus conscripsit, ab introitu Sicambrorum ad partes Rheni in Germaniam“, 1514. (Nach Schards Sammlung.)

war. Wahrscheinlich führte ihn ein mißverstandener Bericht über eine in Pannonien stationierte „sugambrische Kohorte“ (vgl. Tacitus, Annalen, Bd. 4, Kap. 47) zur Vorstellung eines großen Reiches „Sicambria“ an der Donau, von dem aus die Franken an den Rhein und von da aus nach Frankreich gezogen sein sollen. Daß ausgerechnet der sonst so verdienstvolle Peutinger es sein mußte, der den Hunibald zum Druck beförderte, gehört zu den „Treppenwitzen“ der Weltgeschichte. Die Wirkungswellen des Hunibald scheinen sich indessen nicht so weit erstreckt zu haben wie diejenigen des Berosus, obgleich sich im 19. Jahrhundert noch so halbwegs ein Verteidiger für ihn gefunden hat[1]).

Die reiche Literatur, die sich an die fränkische Troja-Sage knüpft, kann, so interessant und romantisch sie auch sein mag, von der ernsten Forschung verlassen werden, sobald Joh. Wilh. Loebells Worte (Gregor von Tours und seine Zeit, 1839, S. 491) Gemeingut geworden sind: „Es ist der Mühe nicht unwert, sich gründlich davon zu überzeugen, daß alle historischen Spuren, nach welchen die Franken, sei es aus anderen Ländern oder aus dem Innern von Deutschland erst an den Rhein gezogen sein sollen, mit falschem Scheine täuschen. Um so entschiedener bestärkt man sich dann in der Überzeugung, welche die gegenwärtig von der Mehrzahl der Forscher angenommene ist, daß an diesen Franken, wie sie im dritten Jahrhundert erscheinen, nichts neu ist als der Name, der Sache nach aber nur Völker auftreten, welche den Römern zu den Zeiten des Augustus schon sehr wohl bekannt waren.“ Inwieweit in die fränkischen Trojasagen die über das alte Nord- und Mitteleuropa verbreiteten Troja-Mythen hineinspielen dürften, soll später noch erörtert werden.

Der falsche Berosus, dessen Lehren uns schon in Peutingers Sermones convivales begegnen, rückte die germanische Urzeit bis fast an die Sintflut heran, füllte sie mit sagenhaften Königen aus und war außerdem bestrebt, eine Verbindung zwischen den Angaben des Tacitus und denen der Bibel herzustellen. So blieben nach ihm die Germanen als Ureinwohner ihres Landes bestehen, und zugleich war darüber hinaus der Anschluß an den Stammbaum Noahs erreicht. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Annius von Viterbo damit den religiösen Anschauungen und Bedürfnissen seiner Zeit entgegengekommen ist, ebenso allerdings auch dem Ehrgeize der Zeitgenossen, sich auf eine weit zurückreichende Geschichte des Vaterlandes berufen zu können.

---

[1]) Karl Türk, Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte, 3. Heft: Kritische Geschichte der Franken bis zu Chlodwigs Tode im Jahre 511, Rostock und Schwerin, 1830.

Wie spätere Geschichtsschreiber sich die Lehren des Berosus zunutze gemacht haben, möge aus einem Beispiele erhellen. In seiner unverfälscht deutschen und derben Weise schrieb Sebastian Franck von Wörd in seiner „Chronica des gantzen Teutschen lands“ (1538): „Weiter haben diß die Teutschen vor vil anderen völckern bevor, das wir nit ein frembd herkommen volck, als ein unflat auß anderen lendern ußgetriben herkommen, sonder von Tuiscone Noe sun inn dem land darinn wir seind, gefallen, zeugt und born, also das der Teutschen land auch der Teutschen ursprung ist. Damit stimpt auch Cornelus Tacitus von der Teutschen ursprung. Berosus zeugt Mannus Tuiscons sun hab am Rhein regiert.“

Mindestens zwei Jahrhunderte hindurch läßt sich der Einfluß des falschen Berosus verfolgen, obgleich schon frühzeitig Zweifel in seine Angaben gesetzt wurden. Als besonders scharfer Kritiker sei schon hier Beatus Rhenanus (1531) genannt, der sich allerdings in jüngeren Jahren auch von ihm hat blenden lassen.

Für Trithemius bleibt es bedauerlich, daß er seinen Namen durch den Hunibald verdunkelt hat, seine für sein Zeitalter hervorragenden Kenntnisse germanischer Frühzeit und selbst mittelalterlicher Quellen hätte ihm einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der Germanenforschung sichern können. So ist es vielleicht aus einem gewissen Mißtrauen heraus zu erklären, daß sein wohl bedeutendstes Werk, die „Annales Hiersaugienses“ erst 1690 im Druck erschien.

Eine weitere Schwierigkeit erwuchs der germanischen Urgeschichtsforschung aus der Unsicherheit des aus Altertum und Mittelalter überlieferten geographischen Bildes des europäischen Nordens, das sich noch in völliger Abhängigkeit von den Angaben des Alexandriners Claudius Ptolemäus befand. Ich weise zunächst auf die im ersten Hefte der nordalbingischen Studien (1844) von Prof. Waitz veröffentlichte Karte des Claudius Clavius hin, die um die Mitte des 15. Jahrhunderts angefertigt worden ist, ferner auf die der berühmten Chronik Hartmann Schedels (1493) beigefügte Karte Mitteleuropas, die von Dr. Paul Herre in seiner „Deutschen Kultur des Mittelalters in Bild und Wort“ (Leipzig 1912) in stark verkleinertem Maßstabe wiedergegeben ist (Abb. 181). Die 1542 von Sebastian Münster besorgte Ausgabe des Ptolemäus brachte sodann als „13. Tafel Europas“ eine höchst charakteristische Darstellung „Schonlandias“, d. h. Skandinaviens, die diese Halbinsel sowie die Küsten der Ostsee in sonderbarer Verzeichnung wiedergab. Wie war eine richtige geographische Gruppierung der germanischen und der benachbarten Völker möglich, wenn man den

Borysthenes (Dnjepr) und den Tanais (Don) in unmittelbarer Nähe der Ostsee entspringen ließ? Die Karten dieser Ausgabe sind, soweit sie die neuere Geographie betreffen, in die Cosmographie Münsters übergegangen, doch ist die Karte von „Schonlandia" hier schon ein wenig verändert. Ganz schlimm ist es indessen mit einer 1561 zu Venedig erschienenen Ausgabe des Ptolemäus bestellt. Man gewinnt den Eindruck, daß das Bild vom europäischen Norden um so unsicherer wird, je mehr man sich vom Norden nach dem Süden entfernt, und daß die heute so selbstverständliche „internationale Verständigung" auf geographischem Gebiete damals noch garnicht vorhanden war. „Schonlandia" ist kaum wiederzuerkennen; Skandinavien, Thyle (Island), Schottland und Jütland liegen dicht um die in in einen Kreis gestellten Orkney- und Schetland-Inseln gruppiert, Norwegen ist gänzlich zusammengeschrumpft. Fast ebensoviel Unsicherheit herrscht auf dem Kartenbilde von Deutschland (Tavola nova di Germania). Der Rhein fließt schnurgerade von Süden nach Norden, und seine Mündung sieht dem Nildelta ähnlich, der östliche Arm scheint sich mit der Mündung der Weser zu verbinden. Dementsprechend ist auch die Zeichnung der holländischen und ostfriesischen Inseln gänzlich verkehrt ausgefallen. Texel liegt z. B. der Mündung der Elbe und der Weser gegenüber. Auf der Karte von „Moschovia" (Rußland) erreicht das Asowsche Meer die geographische Breite der südlichen Ostsee. Das sind nur Stichproben, die sich beliebig erweitern lassen. Über das geographische Aussehen Nordeuropas hat eigentlich erst die um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts einsetzende Tätigkeit holländischer Kartenstecher sichere Kunde gegeben. Aus dem Angedeuteten erhellt zur Genüge, mit welchen Schwierigkeiten die Germanenforschung schon angesichts der noch völlig unentwickelten geographischen Wissenschaft in den ersten Jahrzehnten zu ringen hatte. Noch einer dritten Anfechtung, die zugleich geographischer wie geschichtlicher Natur war, möchte ich in diesem Zusammenhang gedenken. Für die Entwirrung der ältesten fränkischen Geschichte wirkte besonders der Umstand erschwerend, daß der Glaube an ein in der Main-Gegend gelegenes Francien oder Franconien, das der Ursitz der Franken gewesen sein soll, allzu fest Wurzel gefaßt hatte. Fast alle älteren Erdbeschreibungen und Atlanten haben sich in der Beziehung geirrt. So schrieb z. B. Dankwerth in der Landesbeschreibung von Schleswig-Holstein (1652): „Der Francken erster Sitz ist gewesen, Cluverus sage was er wolle, zwischen den Schwaben und Hessen . . . nemblich in dem Teihle des Franckenlandes . . . biß etwa an Schweinfurth oder den Haßberg . . . in welchem die Stadt Würtzburg die Hauptstadt ist." In demselben

Sinne konstruierte J. D. Köhler 1730 auf einer Karte „Germania in saeculo quinto“ nördlich und südlich des Mains bis zum Rhein eine „Francia orientalis seu Teutonica“, die damals so überhaupt nicht bestanden hat. In Wirklichkeit hat sich damals (in der ersten Regierungszeit Chlodwigs) das Frankenreich von der Mündung des Mains bis zum Oberlauf der Maas und den Rheinmündungen erstreckt. Erst später sind östlich und südlich von diesem Gebiete weitere Teile germanischen Bodens durch Eroberung dem Frankenreiche einverleibt worden. Der geschichtliche Verlauf ist allgemein bekannt und braucht hier nicht wiederholt zu werden. „Franconie“ wird aber späterhin die französische Benennung des fränkischen Kreises. Und dieser fränkische Kreis scheint in den geschichtlichen Vorstellungen rückwirkende Arbeit geleistet zu haben.

Solange die taciteische Germania die einzige reichlicher fließende Quelle für das germanische Altertum blieb, schloß man sich der Ansicht des Tacitus an, nach welcher die Germanen „indigenae“, Urbewohner ihres Landes waren. Wir treffen zunächst den berühmten, schon genannten Conrad Celtis, der seine Lehren vielfach in Gedichtform verkündigte [1]), und den Schwaben Heinrich Bebel auf diesem Pfade. Auch Beatus Rhenanus hat sich dieser Lehre anfänglich angeschlossen. Noch Anfang 1526 schrieb er dem Aventinus: „Ego omnes gentes Germaniae indigenas crediderim, saepius tamen loca ob aviditatem bellorum praedaeque et cultioris soli gratia comutasse alioque migrasse“ [2]). (Ich möchte alle germanischen Völkerschaften für Eingeborene erklären, die jedoch des öfteren ihre Sitze wechselten und in die Ferne zogen, teils aus Kriegs- und Beutelust, teils um sich eines ertragreicheren Bodens zu erfreuen.)

Conrad Celtis war bedeutend als Anreger, er sorgte, wie wir gesehen haben, für das Zustandekommen der wissenschaftlichen „Sodalitäten“ in Deutschland, als deren erste literarische Frucht die Sermones

---

[1]) „Gens invicta manet toto notissima mundo,
Terra ubi se devexa globo demittit in arcton,
Solis et algoris patiens durique laboris
Ingrata ignavam vitae tolerare quietem,
Indigena: haud alia ducens primordia gente:
Sed coelo producta suo.“

Die älteste Ausgabe dieser Gedichte in meinem Besitze stammt aus dem Jahre 1511; sie ist einer unkommentierten Ausgabe des „Berosus“ angegliedert. Derselbe Band enthält auch die Germania des Tacitus.

[2]) Mitgeteilt von Max Lenz im Anhange seiner „Geschichtsschreibung und Geschichtsauffassung im Elsaß zur Zeit der Reformation,“ 1895, S. 28.

convivales Peutingers anzusehen sind. Er war wohl der erste, der die Anregung des Aeneas Silvius aufnahm und die Herausgabe einer „Germania illustrata“ plante, einer topographischen Beschreibung Deutschlands, die auch die Verbindung mit der Vergangenheit herstellen sollte. Mit der taciteischen Germania war Celtis völlig verwachsen, daß wir ihm aber die erste deutsche Ausgabe derselben zu verdanken haben, wie Friedrich von Bezold berichtet [1]), glaube ich nicht. Dagegen verdanken wir ihm die Auffindung der spätrömischen, auch für die Geschichte der Germanen wichtige Reisekarte, die in den Besitz Peutingers überging und nach ihm tabula Peutingeriana genannt wurde, sowie die erste Herausgabe der Werke der Hroswitha von Gandersheim. Aus Tacitus' Bericht von den „tumuli graecis literis inscripti“, vielleicht auch aus Caesars Angabe, daß er bei den Helvetiern Schriftstücke in griechischer Sprache gefunden habe, schloß Celtis, daß das Griechische einmal die herrschende Sprache in Germanien gewesen sein müsse; die auf griechischer Grundlage sich aufbauende Kultur sei den Germanen durch die keltischen Druiden vermittelt worden. Dessenungeachtet vertrat Celtis durchweg die Lehre von der nordischen Herkunft der Germanen. Celtis starb, bevor der Plan der Germania illustrata ausgeführt wurde, nur die Ankündigung desselben hat er uns am Schlusse seiner Beschreibung des hercynischen Waldes hinterlassen. Vielleicht darf man seine der Exegesis Germaniae des Irenicus angegliederte Beschreibung Nürnbergs als ein Bruchstück der Germania illustrata betrachten. Die Idee selbst erlosch mit seinem Tode nicht: Beatus Rhenanus und besonders Aventin und — in weiterem Sinne — Sebastian Münster waren ihre Erben. Den Namen „Germanen“ sah Celtes für römisch an und erklärte ihn als „Brüder“:

„Germanos vocitant Itali, Graii sed Adelphos,
quod fratrum soleant inter se vivere more.“

Diese Erklärung, die Celtis mit Heinrich Bebel teilt, paßt allerdings schlecht zu dem Bilde, das Tacitus von der ewigen Zwietracht unter den Germanen entworfen hat. Andere Erklärungen des Germanennamens jener Zeit waren: Germani — Brüder der Römer, weil beide Völker sich trojanischer Herkunft rühmten (von Beatus Rhenanus im Germania-Kommentar von 1519 mitgeteilt; der betreffende Satz wird allerdings mit „quidam fabulantur“ eingeleitet). Aeneas Silvius leitete Germani wegen des großen Volksreichstums in Deutschland von „ger-

[1]) „Konrad Celtis, der deutsche Erzhumanist“, in dem Sammelwerke „Aus Mittelalter und Renaissance“, 1918.

minare" (sprossen) ab. Eine eigenartige Erklärung findet sich bei Aventin: „German, qui avet viro congredi ... qui terga non vertit, sed ultro hostem petit (gert des mans), unde Germanus Germaniaeque vocabulum." Etwa gleichzeitig erklärte Althamer „Germanus — totus vir", indem er „ger" als das deutsche Wort „gar" ansah, also „ein ganzer Mann, ein Mann in jeder Beziehung". Ähnlich lautet später die Erklärung bei Beatus Rhenanus. Ableitungen des Namens vom französischen guerre (Krieg) oder deutschem „ger" = Wurfspieß sind späterer Herkunft.

In Heinrich Bebel (geb. um 1472 zu Justingen auf der rauhen Alb, gest. 1516 zu Tübingen als Professor der Beredsamkeit und Poesie) kommt die Doppelnatur eines germanistisch gerichteten Humanisten deutlich zum Ausdruck. Er ist ängstlich bemüht um die Reinigung und Reinerhaltung der durch das Mittelalter verdorbenen lateinischen Sprache, fügt seinen Commentariis epistularum conficiendarum eine Abhandlung „De abusione linguae latinae apud Germanos" bei und schreibt daneben Abhandlungen, die in ihrer hinreißenden Begeisterung zu dem Schönsten gehören, was je zum Lobe Deutschlands und seiner Weltstellung geschrieben worden ist [1]). Um gleich die Beziehung zum Weltkrieg 1914/18 herzustellen, schreibe ich hier einen Satz aus seiner „Oratio ad regem Maximilianum de laudibus atque amplitudine Germaniae" (1501) aus: „Paucae sunt gentes in vasto terrarum orbe, quae non aliqua ex parte Germanicum martem sunt expertae vel saltem nostrum nomen non formidaverint." („Es gibt wohl wenige Völker auf dem weiten Erdenrunde, die nicht irgendwie die germanische Kriegslust an sich erfahren hätten, oder denen nicht wenigstens unser Name Schrecken einflößte.") In seiner rückhaltlosen Bewunderung der Germanen hat Bebel nicht selten über das Ziel hinausgeschossen. Wenn er in seiner Rede „de laude Germaniae" zu beweisen sucht, daß fast nichts Großes auf der Erde ohne die Germanen geleistet sei, so ist das eine Äußerung, die — eine Steigerung der von Wimpheling verkündeten Lehren — dem germanischen Empfinden ihres Urhebers zwar alle Ehre macht, aber doch nur unter der Voraussetzung heutiger Rassenlehre einigermaßen verständlich wird. Auch schwächt es den Eindruck ab, wenn Bebel andere Völker herabsetzen muß, um die Germanen hervorzuheben. Und das tut er Griechen und Römern gegenüber: „Quod hiis (Graecis et Romanis) non aequitas aut ulla virtutis ratio quaerebatur, sed sola regnandi libido. Nostrorum autem omnes

[1]) Ich berichte hier nach einem Sammelbande Bebelscher Reden und Schriften, der 1509 zu Pforzheim erschienen ist.

labores, omnia pericula, omnia denique inflicta suscepta est pro deo, pro fide proque augenda Christiana religione". (Griechen und Römern kam es weniger auf Gerechtigkeit oder irgendeinen Beweis der Tapferkeit, sondern einzig auf Herrschgier an. Wir aber haben alle Schwierigkeiten, alle Gefahren, alle Anfechtungen auf uns genommen für Gott, für den Glauben und für die Verbreitung der christlichen Religion.) Wie man diesen Satz aus dem germanischen Altertum rechtfertigen will, bleibt unerfindlich. Da bekundete doch das Werkchen Herrmanns von Neuenahr, der den Germanen sicher nicht mindere Vorzüge einräumte als Bebel, einen vornehmeren Standpunkt.

Zu der Abhandlung „Germani sunt Indigenae" scheinen Bebel zunächst die Fabeln vom trojanischen Ursprunge der Franken veranlaßt zu haben, die er natürlich ablehnt: „quod autem genus Trojanorum sint Franci ex Scythisque progressi, commentum anile sordidamque fabellam existimo et excogitatum ab hiis, qui de magnis maxima loquuntur". (Daß aber die Franken trojanischen Geschlechtes seien und aus Scythien stammen, halte ich für eine unsaubere Altweiberfabel, die nur von solchen erklügelt werden konnte, die große Dinge zu noch größeren aufbauschen wollen.) Dem Germanentum zeichnet er einen großen Bereich, den er in seiner Rede zum Lobe Germaniens auch auf Skandinavien ausdehnt. Es heißt daselbst: „In Baltes mari (quod melius Suevicum a Suevis et Suevo monte ut post dicam diceretur) insulae sunt multae ipsius Germaniae et praesertim Scandinavia olim clarissima, unde Gotthos exisse omnes eruditi inter recentiores scriptores affirmant." (Im Baltischen Meere, das man lieber „suevisches Meer" nennen sollte nach den Sueven und dem Berge Suevus, liegen viele germanische Inseln und besonders die einst so berühmte Scandinavia; daß die Goten von dort ausgewandert sind, bestätigen alle neueren gelehrten Geschichtschreiber.) Diese Stelle ist um so mehr beachtenswert, als damals eine der hauptsächlichsten Quellen, der Jordanes, noch nicht im Druck erschienen war. Doch war Jordanes schon dem Mittelalter nicht unbekannt geblieben. Unter anderen brachten die etwa 1260 entstandene spanische Geschichte des Rodericus Toletanus und die Ursperger Chronik [1]) Auszüge aus ihm,

[1]) Von Interesse dürfte die Erweiterung sein, die der Bericht des Jordanes über die Herkunft der Goten in der Ausgabe der Ursperger Chronik von 1537 gefunden hat. Während Jordanes einfach schreibt: „Ex hac igitur insula Scanzia, quasi officina gentium, aut certe velut vagina nationum, cum rege suo nomine Berich Gothi quondam memorantur egressi", lautet der Text in der genannten Chronik: „Ex hac igitur insula Scanzia, quam alii Scandinaviam dicunt, quasi officina

die vermutlich keine späteren Einschaltungen sind. So konnten denn auch die einflußreichen italienischen Geschichtschreiber des 15. Jahrhunderts, z. B. Äneas Silvius, den Jordanes in ihren Werken benutzen, und von ihnen aus mag die Kenntnis seiner Auffassung vom Ursprung der Goten wieder nach Deutschland gekommen sein. „Skandinavien als Insel" entspricht dem vom Altertum überlieferten Bilde; es stimmt auch mit der der bekannten Chronik Hartmann Schedels (1493) beigefügten Landkarte überein.

Selbst die Pikten und Schotten sind nach Bebel germanische Völker, eine Ansicht, die zweifellos auf Tacitus, Agricola, Kap. 11 zurückgeht. „Rutilae Caledoniam habitantium comae, magni artus germanicam originem asseverant", heißt es daselbst. Daß Bebel bei seinen Germanisierungen auch einige Fehler unterlaufen sind, ist nur natürlich; es ist aber besonders in bezug auf die Kelten zu berücksichtigen, daß das Altertum selbst wohl kaum jedesmal genaue Unterscheidungen zwischen Kelten und Germanen treffen konnte, und daß „Kelten" ebenso wie „Skythen" sehr oft nur ein Verlegenheitsbegriff ist.

Man fühlt bei Bebel heraus: er möchte die Entwicklung deutscher Geschichte aus sich selbst heraus gestaltet sehen. Er steht aber damit doch nicht ganz allein da. Seine Klage, daß den Deutschen die Geschichtschreiber fehlten (conqueror Germanis nunquam animos sed scriptores defuisse) teilt ja auch Pirkheimer, wenn er auf die Mangelhaftigkeit der antiken Quellen und den gänzlichen Mangel heimischer Quellen hinweist (cum veteres Germani bellis potius quam literis operam impenderint — genau dem Bebelschen Gedanken entsprechend). Pirkheimer fährt dann fort: „Quid enim Graeci praeter fabulas de Germanis scripserunt? Romani vero, quoniam ubique fere propriae studuerunt gloriae, non tam gesta sua maximis extulerunt laudibus, quam incommoda a Germanis accepta callide texerunt." (Was konnten die Griechen denn über die Germanen anderes als Fabeln berichten? Die Römer hingegen, zumal sie nur auf ihren eigenen Ruhm bedacht waren, haben nicht nur ihre Taten mit höchsten Lobsprüchen gepriesen, sondern auch die ihnen von den Germanen zugefügten Schlappen vorsichtig verschwiegen.) Dieser Satz hat „Weltberühmtheit" erlangt, er ist des öfteren nachgeschrieben worden, und ich habe ihn sogar im Texte des berühmten Atlas von J. Blaeu (etwa 1650) gefunden.

gentium, aut certe velut e vagina nationum, diversae nationes egressae sunt: Dani, Daci, Heruli, Rugi, Turcilingi, Vandali, Vinili, qui et Longobardi, et hi qui postea Burgundiones dicti sunt, et aliae multae barbarae nationes. Ex eadem quoque cum rege suo nomine Berich Gotji, qui et Getae, quondam memorantur egressi."

Unmittelbar neben Heinrich Bebel möchte ich den kampfesfrohen Ulrich von Hutten nennen, der zwar nicht wie seine Zeitgenossen Bebel, Peutinger usw. ernsthaft in der deutschen Urgeschichte gearbeitet hat, der aber durch seine prachtvollen Kämpfe gegen die römische Hierarchie und für die nationale Würde des deutschen Volkes sicher klärend und reinigend gewirkt hat. Nüchterne Geschichtsforschung lag ihm fern, aber mit sicherem Griffe holte er den trefflichsten Helden des germanischen Altertums, Arminius, heraus und stellte ihn in einem Dialog plastisch vor die Augen der Leser. Die 1515 erstmalig erschienenen fünf ersten Bücher der taciteischen Annalen mögen hier befruchtend gewirkt haben. Erst nach Huttens Tode, im Jahre 1529, erschien der „Arminius".

In jener Zeit, in der oft empfundene Entdeckerfreude sich mit scharfer, philologischer Arbeit paarte, wurde die wissenschaftliche Welt häufig durch Ausgabe ihr bisher unbekannter alter Schriftsteller überrascht. Im Jahre 1512 erschien zu Paris die Frankengeschichte des Gregor von Tours, 1514 am gleichen Orte die Langobardengeschichte des Paulus Warnefridi und die Gesta Danorum des Saxo Grammaticus, welch letzterer — in Verbindung mit dem damals noch ungedruckten Adam von Bremen — für die literarische Tätigkeit des in Hamburg wirkenden Geschichtschreibers Albert Krantz bedeutungsvoll war. Noch bevor die eigentliche dänisch-schwedische Geschichtschreibung einsetzte, hatte Krantz eine Geschichte der nordischen Königreiche veröffentlicht.[1])

Das Jahr 1515 brachte dann — außer den bereits erwähnten Annalen — die von Conrad Peutinger besorgte erste Ausgabe der Gotengeschichte des Jordanes im Zusammenhang mit der Langobardengeschichte des Paulus Diaconus, und zwar in einer prächtigen, dem Zeitalter des Humanismus durchaus angemessenen Ausstattung. Diese Ausgabe war die Veranlassung, daß neben dem „Indigenatus"

---

[1]) Von Krantz sind noch erwähnenswert die beiden großen Werke „Wandalia" und Saxonia", von denen jenes 1519, dieses 1520 erstmalig in Köln erschienen ist. Krantz ist dem Irrtum verfallen, die Vandalen mit den Wenden zu verquicken, und er hat dafür anscheinend mittelalterliche Vorbilder gehabt. J. J. Maskov schreibt über diese Frage in seiner „Geschichte der Teutschen", Bd. 2, 1737, sehr vorsichtig: „An Stelle der Vandalen sind die Slaven oder Wenden eingerücket. Daher verwechselt man insgemein die Vandalen und Wenden, welch letztere in den mittlern Zeiten fast durchgehends zu Latein Vandali genennet werden. Also kommt der Name der Vandalorum noch in denen Tituln einiger Könige und Fürsten für, welche eigentlich von diesen Wenden zu verstehen. Doch kan es seyn, daß würcklich einige Vandalen unter den Wenden sich erhalten."

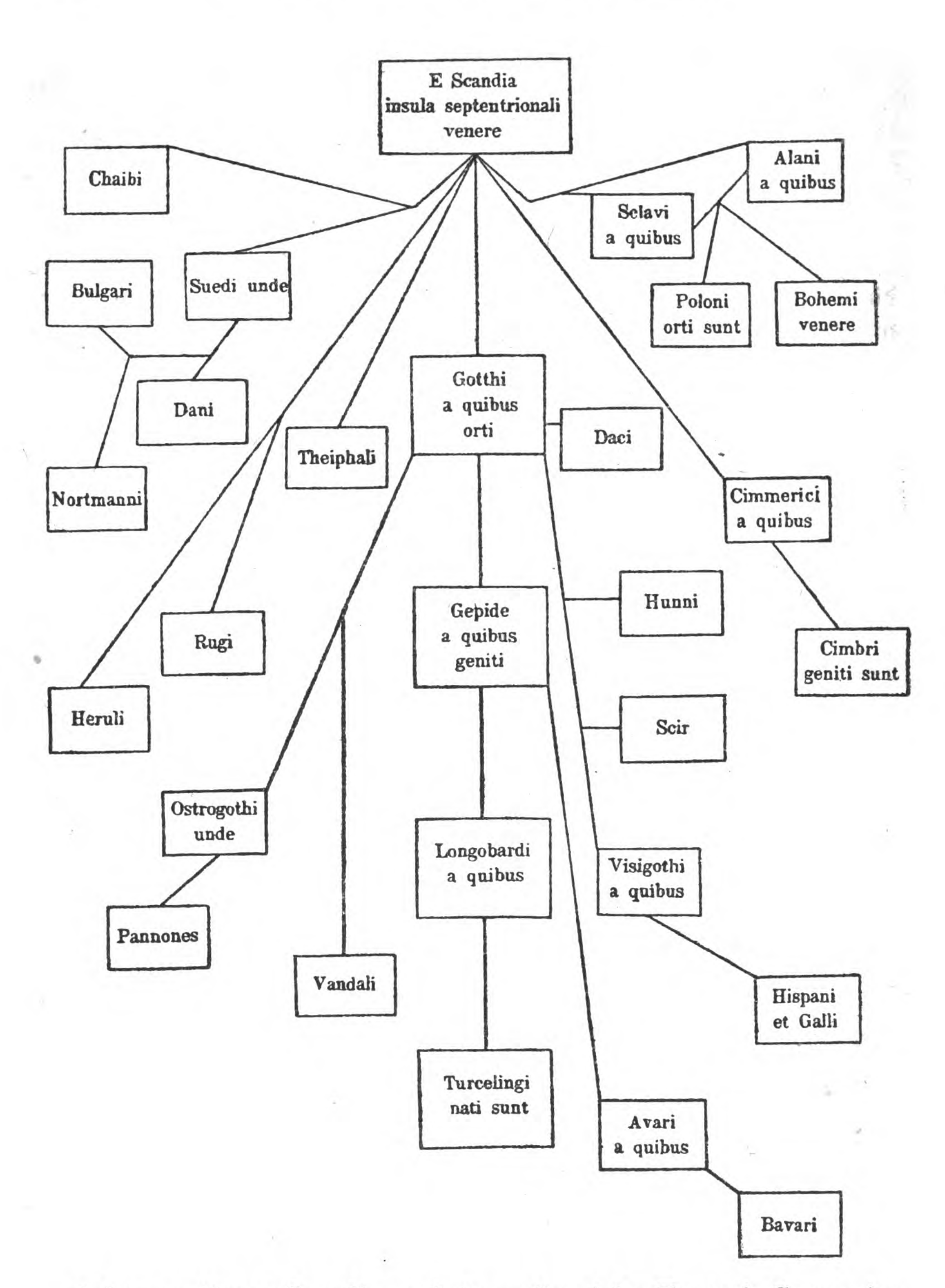
der Germanen auch „Skandinavien als Völkerwiege" (vagina et officina gentium) in den Kreis der wissenschaftlichen Untersuchungen einbezogen wurde.

Gleich das nächste größere — und bis dahin größte! — Werk über Germanien, die 1518 erschienenen Germaniae exegeseos libri XII des Franciscus Irenicus (gräkolateinisches Wort für „Friedlieb" Irenicus, geb. 1495 zu Ettlingen, gest. um 1559 zu Gemmingen) ließ diesen Einfluß deutlich erkennen. Mit Recht nennt Adalbert Horawitz [1]) dieses Werk „ein ganz erstaunliches Buch, bei der Jugend seines Verfassers (der damals 23 Jahre alt war) eine geradezu glänzende Leistung". Es findet sich hier alles zusammengetragen, was der damaligen wissenschaftlichen Welt in jeder Beziehung über die Germanen von den ersten Anfängen bis zu den Zeitgenossen hinab bekannt war. Alle Richtungen der jungen germanischen Wissenschaft kommen hier zum Wort. Besonders interessiert sich Irenicus für Völker-Stammbäume und Geschlechterfolgen; das genealogische Interesse steht bei ihm entschieden im Vordergrunde.

Von allen Stammbäumen dürfte uns am meisten der erste fesseln: arbor gentium a Scandia profectarum, den ich darum hier in der Tafel beifüge. Man sieht: Irenicus dehnt den Begriff des Germanentums weit aus, und wenn wir auch einige Abstriche machen müssen, so scheint doch wenigstens eine Ahnung des richtigen Zusammenhangs vorzuliegen. Wir Modernen würden sagen: Die nordische weiße Rasse wird hier mit dem Germanentum gleich gesetzt. Andererseits müssen Ableitungen wie „Avari unde Bavari", ebenso die Eingliederung der Hunnen, unser wohlberechtigtes Kopfschütteln erregen. Wenn Irenicus die Hunnen den Germanen beizählt, so steht er damit nicht allein da: noch reichlich drei Jahrzehnte später finden wir in der „Charta Gothica" des Schweden Olaus Magnus die Hunnen (und daneben die Amazonen!) unter den mit den Goten usw. aus Skandinavien gewanderten Völkern. Die genaue Unterscheidung nach Herkunft und Rasse war erst späteren Zeiten vorbehalten — abgesehen davon, daß für die Eingliederung der Hunnen in den Stammbaum der Germanen der Berosus verantwortlich ist. Am Schluß des ersten Buches (Kap. 46) kommt Irenicus noch einmal auf Scandia als die Völkerwiege zurück: „Una tamen insula

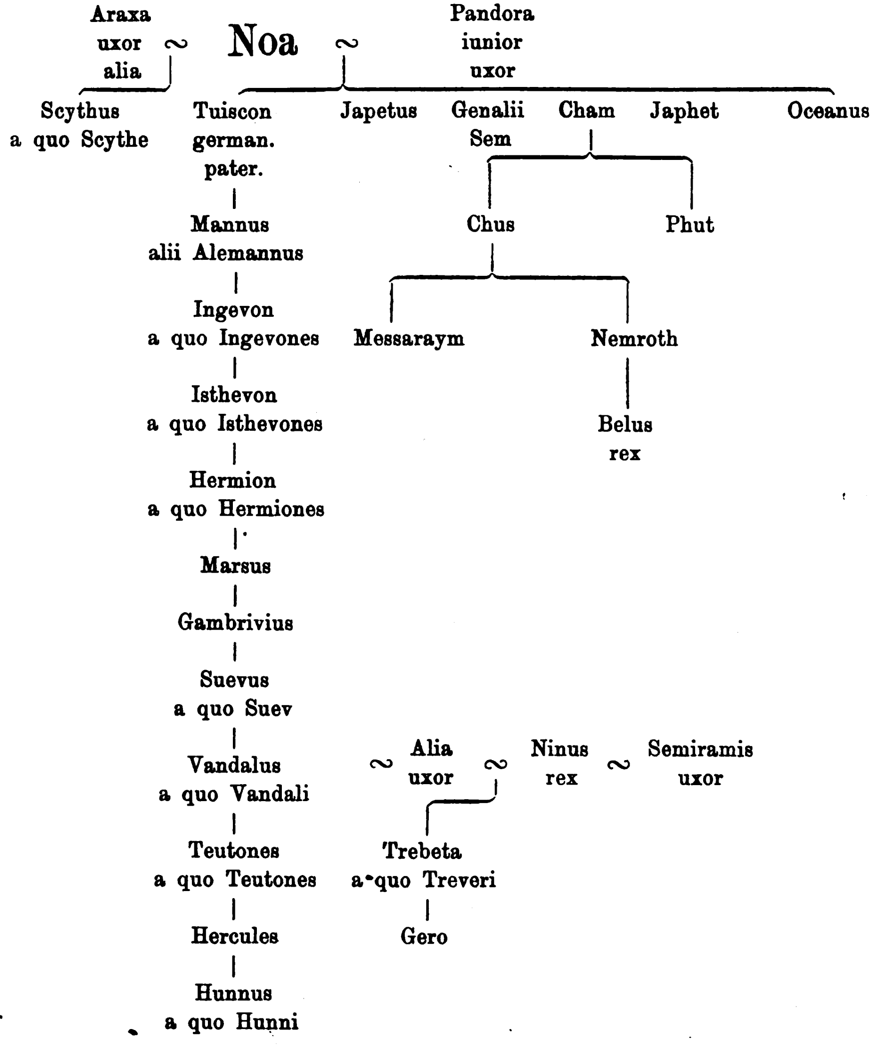
---

[1]) „Deutsche Geschichtsschreiber im Reformationszeitalter" im „Neuen Reich", 1872. Horawitz meint, Irenicus habe als erster die Kerngesundheit der Deutschen auf den Umstand zurückgeführt, daß ihre Kinder nicht von Ammen und Mägden, sondern von der Mutter selbst gesäugt wurden. Es liegt hier aber ein Nachklang aus der Germania, Kap. 20, vor.




„Arbor gentium a Scandia profectarum“ nach der Exegesis Germaniae des Franciscus Irenicus (1518).

est, quam vocant Scandiam . . ., ex qua illa tam innumerosa gentium illuvies progressa est . . ." Nach diesen trotz einiger Mißgriffe guten Ansätzen muß man es schmerzlich empfinden, daß Irenicus im 2. und 3. Buche Berosus als beweiskräftig heranzieht und zwei Stammbäume aufstellt, die dem arbor gentium a Scandia profectarum geradezu ins Gesicht schlagen. Von diesen Stammbäumen, deren ersten




Stammbaum der Noachiden nach der Exegesis Germaniae des Franciscus Irenicus.

ich hier ebenfalls wiedergebe, sagt der Verfasser allerdings selbst: „Habes hic, candide lector, duas genealogias veterum Germanorum maxime a se invicem discrepantes; cui tamen adhaereas, tuae industriae relinquimus.“ (Hier hast du, lieber Leser, zwei Genealogien der alten Germanen, die allerdings nicht miteinander übereinstimmen. Wir überlassen es deiner Ansicht, welcher du dich anschließen willst.) Irenicus verzichtet also auf ein eigenes Urteil. Dieses Unstetige ist wohl einer der Hauptgründe gewesen, die einen so tiefdringenden Forscher wie Beatus Rhenanus — und nicht ihn allein gegen Irenicus eingenommen haben. In dem zweiten hier mitgeteilten Stammbaum sehen wir Irenicus noch völlig in der Kindheit der Forschung stehen: er führt die einzelnen Völkerstämme auf erdichtete Stammväter zurück, ohne zu erkennen, daß die Namen derselben doch nur aus den Namen der Völker abgeleitet sein können.

Den Höhepunkt des Werkes bildet zweifellos das 6. Buch, in welchem Irenicus die Fehler der maßgebenden italienischen Geschichtschreiber wie Lionardo Bruno wieder gut zu machen sucht. Lionardo habe zwar in seinem „bellum gothicum“ den Prokop wörtlich übersetzt, aber gerade alle jene Stellen ausgelassen, die den Goten, und damit überhaupt den Germanen irgendwie zum Ruhme gereichen könnten. In der Tat haben wohl die bedeutendsten Meister der italienischen Renaissance nicht nur ihren germanischen Ursprung verleugnet, sondern auch die Germanen selbst als unbotmäßige Barbaren herabgesetzt. „Die Renaissance“, schreibt Prof. Dr. Ed. Heyck[1]), „behandelte die Gotenzeit als die Willkürherrschaft eines barbarischen Volkes. Der Abscheu, womit sie ihr ‚gotisch‘ aussprach, übertrug das Wort dann auf jedes, was sie als unrömisch verachtete, z. B. auf die spitzbogige Baukunst des späteren Mittelalters, während der rundbogige Stil sich eher mit dem Altertum und der Renaissance zu vertragen und etwas Römer-Verwandtes zu sein schien.“ Und wenn Trissino später als Stoff für sein nationales Epos „das von den Goten befreite Italien“ wählte (1547/48), so liegt der Grund dafür wohl tiefer, als die oft gehörte Ansicht, „er habe nach einem dramatischen Stoffe gehascht“, es zugeben will. Von größerer Maßhaltung zeugen die Florentinischen Geschichten Machiavellis (1532). Gegenüber dem germanenfeindlichen Treiben der Italiener entwirft Irenicus ein packendes Bild der unvergänglichen Taten der Germanen während der Völkerwanderungszeit; er hat hier sicher klärend und zugleich anfeuernd gewirkt und die Fabel von der „gotischen Barbarei“

[1]) „Die Kulturlosigkeit der Germanen“, Zeitfragen v. 24. 6. 1910.

auf ein Nichts zurückzuführen versucht. Das betreffende Buch schließt bezeichnenderweise mit einer Rede an den Kaiser Maximilian und einer Ermahnung an die deutschen Fürsten zur Einigkeit. So hat denn Irenicus mit seinem Werke einerseits allerdings scharfen Widerspruch gefunden, andererseits aber auch Anerkennung und Freude ausgelöst. Nach Paul Joachimsen ist es z. B. nicht unmöglich, daß Huttens berühmtes Wort: „O saeculum! O literae! Juvat vivere!“ auf Irenicus zurückgeht. „Es gibt kein zweites Geschichtswerk“, schreibt Joachimsen, „in dem sich das jugendliche Stürmen und Drängen des deutschen Humanismus, sein leidenschaftliches Streben, universal zu sein, nicht im Sinne der formgewaltigen Italiener, sondern im Sinne eines faustischen Allwissensdranges, in dem sich endlich der politische und kulturelle Optimismus des um die Jahrhundertwende heranwachsenden Geschlechts so deutlich ausspricht wie hier . . . Schon ein paar Jahre darauf war ein Werk aus dieser Stimmung nicht mehr möglich.“

---

Bei einem so groß angelegten Werke wie dem des Irenicus muß es auffallen, daß es einen versprengten, damals noch vorhandenen Rest des gotischen Volkes, die sogenannten Krimgoten, nicht erwähnt. Die erste Notiz über sie mit einer verhältnismäßig ausführlichen Darstellung ihrer Geschichte finde ich in Pirkheimers Germania[1]: „Ceterum quia Tauricae Chersonesi facta est mentio, sciendum est, quod Ostrogothi illam post primam occupationem usque in hodiernum diem inhabitant . . .“ (Weil übrigens der Krim gedacht wurde, so sei noch bemerkt, daß die Ostgoten sie seit der ersten Besitzergreifung bis auf den heutigen Tag bewohnen.) Eine zweite Notiz über die Krimgoten hat dann Melanchthon in seinen der zweiten Ausgabe des Huttenschen Arminius angegliederten Germania-Kommentar aufgenommen. — Pirkheimers Germania, ein schmales Bändchen, erschien in erster Auflage 1530 zu Nürnberg. Sie enthält eine kurzgefaßte Geographie Deutschlands und der ehemals von den Germanen eroberten Teile Europas. Dann wird ganz kurz über die außereuropäischen Länder berichtet, und die letzten zwei Seiten beschäftigen sich mit den „insulis nuper ab Hipanis inventis“ (Amerika). Der ganze Titel der Schrift lautet: Germaniae ex variis scriptoribus perbrevis explicatio.

---

Bedauerlich war, daß die Lehre des Berosus in der Folgezeit fast alle bedeutenden deutschen Geschichtschreiber in ihren Bann zog; selbst

[1]) Pirkheimer, geb. 1470 zu Eichstätt, gest. 1530 als Ratsherr von Nürnberg.

Beatus Rhenanus hat sich zunächst von ihm blenden lassen. 1519 erschienen im Verlage von Froben zu Basel zwei Germania-Ausgaben, eine im Folio-, eine im Quart-Format. Die erstere hat Beatus Rhenanus als Herausgeber gezeichnet, sie diente nur der Textkritik auf Grund eines älteren Kodex und enthielt außer einigen Randbemerkungen keinen Kommentar. Die andere enthielt einen „commentariolus“, der den Berosus, allerdings in sehr bescheidenem Maße, als Autorität heranzog. Auch diese Ausgabe ist von Beatus Rhenanus besorgt worden. Des weiteren war es nach Paul Joachimsen [1]) beklagenswert, daß es dem damaligen Geschlechte schwer fallen mußte, den inneren Wert der einzelnen Quellen — wenn man den Berosus schon einmal mit diesem Ehrentitel belegen will — gegeneinander abzuwägen. „Verwarf man den Berosus“, schreibt Joachimsen, „so war es fast folgerichtiger, wie es der große Zweifler Agrippa von Nettesheim tat, auch diese anderen alle (Jordanes, Widukind, Gregor von Tours, Paulus Diaconus) und mit ihnen Tacitus, Orosius usw. als Fälschungen zu erklären.“ Wie berechtigt diese Bedenken waren, erhellt aus der 1511 wahrscheinlich zu Paris erschienenen Zusammenstellung des Berosus und anderer Fälschungen mit der Germania und den Gedichten des Celtis.

Ein anschauliches Beispiel dafür, welche Verwirrung alle diese verschiedenartigen Meinungen in einem Kopfe anrichten können, liefert Andreas Althamer in seinen „Commentaria Germaniae in Taciti libellum“ [2]). Mit wahrer Begeisterung tritt er auf S. 45/46 seines Werkes für die Ansicht des Tacitus ein. Er wisse zwar, daß einige Geschichtschreiber den Ursprung der Sueven und Sachsen auf die Makedonen, den der Franken und Sicambrer auf Griechen und Trojaner zurückführten. „Ast ego“, fährt er dann fort, „missis istis fabulosis et nugacissimis nugis, malo Cornelio vetusto autori, quam iis fabulosis historicis, nullo bonorum autorum testimonio nitentibus, fidem dare, et dicere Germanos γνησίους, hoc est vere Germanos, synceros indigenas, in ipsa Germania genitos, ab

[1]) In meinem Aufsatze „Die Anfänge der Germanenforschung in Deutschland“ (Polit. Anthrop. Monatsschrift, 1915, H. 8) hatte ich die Quart-Ausgabe dem Glareanus zugeschrieben, wozu mich u. a. auch eine handschriftliche Bemerkung auf dem Titelblatte der mir damals vorliegenden Ausgabe „Auctore Henrico Glareano“ veranlaßt hat. Inzwischen habe ich aus dem Buche P. Joachimsens, das mir erst während der Niederschrift meiner damaligen Arbeit zugegangen war, ersehen, daß auch für diese Beatus Rhenanus in Frage kommt.

[2]) Mir liegt die Ausgabe von 1536 vor. Die erste Auflage von 1529 habe ich noch nicht gesehen.

nulla exotica natione derivatos." (Dagegen möchte ich unter Aufgabe jenes albernen Geschwätzes lieber dem Tacitus als dem älteren Schriftsteller Glauben schenken als den fabulierenden Geschichtschreibern, die sich nicht auf beweiskräftige Autoren stützen können, und möchte die Germanen als Eingeborene ihres Vaterlandes im wahrsten Sinne ansprechen, die sich von keiner fremden Nation ableiten lassen.) Das hindert ihn indessen nicht, wenige Seiten darauf näher auf die Fabeln des Berosus einzugehen, und dadurch, daß er den Tuiscon des Berosus durch Ascenaz als Stammvater der Germanen ersetzt, geradezu der Lehrmeinung Philipp Clüvers vorzuarbeiten. Damit würde die „Autochthonie" der Germanen doch wieder aufgegeben und ihre Herkunft aus Asien zugestanden werden. Ebenso wie wir es bei Irenicus gesehen haben, erhalten die Ingävonen usw. und auch die alten Stammnamen (vera et antiqua nomina) die Marsi, Gambrivii, Suevi und Vandilii ihre Stammväter nach der Genealogie des Berosus. Allerdings habe ich nicht den Eindruck gewinnen können, daß Althamer sich dem Berosus etwa mit Haut und Haar verschrieben hätte; sein Satz „libellus ille qui Berosi Babylonii nomine circumfertur" spricht doch keine genügende Sicherheit aus. Dann fehlt auch der Hinweis darauf nicht, daß Skandinavien die Heimat unzähliger Volksstämme ist, die sich über Europa verbreitet haben. Schließlich fragt man sich doch, welcher der einzelnen Meinungen Althamer denn nun eigentlich im Herzen zugetan war, und da komme ich zu dem Schlusse, daß er wohl mehr zu der Ansicht des Tacitus hinneigte.

Interessant wirkt Althamers Buch durch die zahlreichen Versuche, die Beziehungen zwischen dem germanischen Altertum und der damaligen Gegenwart wiederherzustellen. So hat er sich mit der Erklärung deutscher Ortsnamen zweifellos Verdienste erworben. Seine Verdeutschungen der Namen Ingävonen usw. gehen auf Beatus Rhenanus zurück.

Im Gegensatze zu Althamer ist die Darstellung, die Beatus Rhenanus[1]) in seinem berühmten „Rerum germanicarum libri tres" (1531) lieferte, von ruhiger Sicherheit getragen. Man hat dieses Werk mit Recht den Höhepunkt damaliger Geschichtschreibung genannt; es ist dasjenige, in welchem der Humanismus am reinsten mit der germanistischen Richtung verschmolz. Beatus Rhenanus läßt seine Darstellung erst mit der Zeit beginnen, wo die Berührung des Germanentums

---

[1]) Geb. 1485 zu Schlettstadt, gest. 1547 zu Straßburg. „Rhenanus" nannte er sich nach Rheinau, der Geburtsstätte seines Vaters, der Familienname hieß „Bilde".

mit der Römerwelt eine sichere Nachprüfung der geschichtlichen Ereignisse wie der Völkerbewegungen gestattet. Er verschmäht es, allzutief in die Urwelt hinabzusteigen. Schüchtern wagt sich am Anfang des ersten Buches der Satz hervor: „Veterem Germaniam incoluere populi indigenae . . . . .“ Den Fabeln der alten Chronisten und den „Träumen“ des Berosus geht er jetzt hart zu Leibe. Welche Beachtung Beatus Rhenanus schon damals gefunden hat, geht aus der Ausgabe der Ursperger Chronik von 1537 hervor, deren Herausgeber (Crato Mylius — wie Beatus Rhenanus aus Schlettstadt gebürtig) bei der Wiedergabe der „origo Francorum“ die Randbemerkung machte: „Dies lies mit Vorsicht“ (haec lege cum judicio) und auf die richtigere Auffassung des Beatus Rhenanus hinwies. Nach dieser waren, ganz in Übereinstimmung mit den neueren von Prof. Dr. R. Much und Dr. Wilser vertretenen Ansichten, die Chauken ein Hauptvolk des späteren Frankenstammes. („Ex his Cauchis Franci prodiere sine dubio, nam Cauchorum nobilissimam gentem Francos fuisse reor. Igitur olim Franci Vuigevones erant.“) Unter „Vigevones“ sind die Ingävonen des Tacitus zu verstehen. In der Erklärung dieser taciteischen Dreiteilung (Ingävonen, Istävonen, Herminonen) war Beatus Rhenanus nicht sonderlich glücklich. Zudem müssen die Chauken nach dieser Genealogie Istävonen gewesen sein. Die besondere Vorliebe für die Franken scheint Beatus Rhenanus zu einer irrigen Ansicht verleitet zu haben. Die Franzosen, so meinte er, rühmten sich noch — soweit sie fränkischer Herkunft seien — des germanischen Blutes, das in ihren Adern rollte. („At inter Gallos hodie quoque ut quisque procerum plus francici sanguinis a majoribus suis habet, ita regno fit propior. Et durat adhuc durabitque inclytum Francorum nomen.“) Bei einem Angehörigen des Schlettstädter Humanistenkreises dürfte diese Auffassung überraschen. Da hat Sebastian Münster etwa 20 Jahre später sicher besser beobachtet, wenn er in seiner Kosmographie schrieb: „Man findt klärlich in den historien, das Francia oder Franckreich disen namen etlich hundert jar nach Christus geburt hat überkommen, und das von den Teutschen Francken, die die rechten und ursprünglichen Francken sind, wie wol die Frantzosen sich des beschemen und sprechen neyn darzu.“ Frankreich und Italien waren sich schon damals einig in der Ablehnung des Germanentums, nur daß sich der „nationale Kampf“ dort mehr in der Politik, hier mehr auf dem Gebiete der Kunst abspielte. In der Geschichtswissenschaft trat bei beiden der antigermanische Standpunkt zutage. Aus Frankreich wie aus Italien hallt uns die „Invasion der Barbaren“ entgegen, und wie die Franzosen die fränkische Eroberung

in der Regel nur als eine vorübergehende Unterbrechung ihrer auf „gallisch-romanischer" Grundlage ruhenden Kultur betrachteten, so machte man auch aus dem alten und dem neueren Italien ein einheitliches Gebilde, als ob der italische Boden niemals das Reich der Goten, das der Langobarden, das der Normannen gesehen hätte.

Neben den Franken bringt Beatus Rhenanus den Alamannen besondere Liebe entgegen, auch über die Anfänge der Baiern gewinnt er klarere Einsicht, und die damals schon gebräuchliche Ableitung der „Boioarii" von Bojern und Avaren lehnt er ab: „Non minus autem hallucinari puto, qui illud (Boioarium) ab Avaribus deducant quam qui hoc a Boiis Gallis Utrique enim populi iam olim evanuere. Wie aber längst als solche erkannte Irrtümer immer wieder aufgewärmt werden, so findet sich auch heute noch die Zusammensetzung des Wortes „Bajuvaren" aus „Bojern" und „Avaren" bei Dr. R. Kleinpaul verteidigt.

Besonderen Ruhm hat sich Beatus Rhenanus durch seine strenge Sachlichkeit erworben: „Ich kann mich nicht genug über jene ehrgeizigen Lobredner der Germanen wundern, welche auch die blendenden Triumphe der senonischen Gallier den Germanen zuschreiben wollen. (Das bezieht sich u. a. auf Nauclerus, der aus den Senonen Burgunden gemacht hatte.) Germanien hat genug Ruhm, namentlich soweit Kriegsruhm in Frage kommt, auch wenn wir den Galliern nichts von dem ihrigen nehmen." („Satis admirari non possum ambitiosos illos Germanorum dilaudatores, qui etiam 'Senonum Gallorum speciosos triumphos studeant vendicare Germaniae . . . Satis laudem habet Germania quantum ad bellicam gloriam attinet, etiamsi suas Gallis nulli suffuremur.") Aber was einmal germanisch ist, muß auch germanisch bleiben: „N o s t r i enim sunt Gothorum, Vandalorum, Francorumque triumphi. N o b i s gloriae sunt illorum imperia in clarissimis Romanorum provinsiis." (In der dissertatio epistolica de originibus Gothicis.) So findet sich denn bei Beatus Rhenanus das Gesamtbild des Germanentums klar herausgearbeitet, und wenn er die germanische Vorzeit von dem Ballast befreite, mit dem andere Geschichtschreiber sie im Überflusse angefüllt hatten und er so zu dem Schlusse kam, daß den Germanen eine eigentliche Kultur nicht zugesprochen werden könne, so wollen wir ihm daraus keinen Vorwurf machen. Die Wissenschaft k o n n t e nach ihrem damaligen Stande zu keinem anderen Ergebnisse gelangen, denn alles andere mußte auf freier Phantasie beruhen. Dieser „Kulturlosigkeit" der Germanen ist es nach Beatus Rhenanus zuzuschreiben, daß das Christentum bei ihnen so schwer Eingang gefunden hat.

Die in Nebel gehüllten Rätsel der Urzeit schienen daher Beatus Rhenanus minder wichtig zu sein, lieber wollte er die akademische Jugend für das wissenschaftlich wirklich erreichbare interessieren.

Auf Jordanes dürfte seine Bemerkung zurückgehen: „Mire foecunda populorum parens Aquilonaris Germaniae regio." Ganz bestimmt hat er sich aber für Jordanes in der vorhin erwähnten dissertatio epistolica an Amerbach (1531) ausgesprochen: „Ceterum Jornandes Alanus, ut mihi colligere videor, Gothos ex Scandia sive Scandinavia Germanici maris insula, quam ipse Scanziam vocat, hodie septentrionalem Selandiam fortasse dicimus, aut Suetiam, recte deducit." („Im übrigen hat der Alane Jordanes, wie mir aus allem hervorzugehen scheint, die Goten aus Scandia oder Scandinavia, einer Insel des germanischen Meeres, die er selbst Scanzia nennt und die wir heute uns wohl unter dem nördlichen Seeland oder Schweden vorzustellen haben, richtig hergeleitet.") So sehr Beatus Rhenanus auch in der Bekämpfung des Hunibald und des Berosus im Rechte ist, so mag er doch auch in seiner Vorsicht manchen Ansichten seiner Vorgänger gegenüber, wie etwa des Heinrich Bebel, etwas zu weit gegangen sein und sich manchem verschlossen haben, dem wir vom Standpunkte heutiger Rassenlehre aus wohl zustimmen können.

Es sei hier noch kurz der Tätigkeit des Beatus Rhenanus als Herausgebers alter Quellen gedacht. Im gleichen Jahre wie die Res germanicae erschien bei Hervag in Basel, ein der gotischen Geschichte dienender Sammelband unter dem Titel: De rebus Gothorum, Persarum ac Vandalorum, der den Prokop in lateinischer Übersetzung, den Agathias und die beiden Werke des Jordanes enthielt, dabei des Prokop „liber de aedificiis Justiniani Augusti" im Erstdruck. Besondere Freude scheint jedoch Beatus Rhenanus die Entdeckung und Herausgabe des Vellejus Paterculus gemacht zu haben. Zwischen Entdeckung und Erscheinen des Werkes lagen 5 Jahre, die wohl zum großen Teile der Feststellung des Textes gewidmet waren: die bereits erwähnten Ausgaben der Germania, 1519, scheinen die einzige Abwechslung in dieser Zeit gewesen zu sein. Welche Schwierigkeit dem Herausgeber der Vellejus bereitet hat, beschreibt er selbst im Schlußwort zu seiner Ausgabe: Nec propterea nullam mihi gratiam habebis, amice lector, quod non omnia restituerim. Id enim absque emendatiori codice non erat possibile, at meus et unicus erat et mendosissimus. Ausim jurare, eum, qui illum descripserit, ne verbum quidem intellexisse: adeo omnia erant confusa absque ullis punctis aut distinctionibus. Quod si scires quam ego laborarim in

hiis fragmentis utcumque restituendis, credo fateberis te nonnihil mihi debere.“ (Du wirst mir, lieber Leser, deshalb wenig Dank wissen, weil ich nicht alles wiederherstellen konnte. Das wäre aber selbst bei einem etwas gereinigteren Kodex unmöglich gewesen; der meinige war indessen der einzige und dabei äußerst fehlerhaft. Ich möchte schwören: derjenige, der ihn niedergeschrieben hat, hat kaum ein Wort davon verstanden, so sehr war alles in Verwirrung ohne alle Punkte oder Unterscheidungszeichen. Wenn du ahnen könntest, wie ich in diesen nach jeder Richtung wiederherzustellenden Bruchstücken gearbeitet habe, wirst du mir, wie ich glaube, doch einigen Dank zugestehen müssen.) Es ist dann auch nicht alles wie aus einem Gusse herausgekommen, weshalb Jo. Albert Burer 10 Seiten Textverbesserungen hinzugefügt hat, die auch in den späteren Ausgaben berücksichtigt sind. Daß Beatus Rhenanus den Vellejus höher einschätzte, als es jedem guten Deutschen möglich ist — „volumina . . . ab interitu utcunque vindicata“ hatte er stolz auf das Titelblatt geschrieben — soll ihm nicht verübelt werden; „trahit sua quemque voluptas“.

---

Man hätte meinen sollen, daß ein so bedeutendes Werk wie die Res germanicae den gelehrten Fabeln für immer hätte ein Ende machen können. Dies trifft leider nicht zu. Einesteils war das Werk seiner streng sachlichen Beurteilung germanischer Vorzeit wegen so wenig „zeitgemäß“, daß ihm eigentlich keine Nachfolge beschieden war; andererseits erwies sich die berosianische Hypnose als stärker als die beste wissenschaftliche Kritik. Bis zu dem letzten Werke dieser ersten Epoche heimischer Germanenforschung, dem Werke über die Völkerwanderungen des Wolfgang Lazius (1557), ist dieser Einfluß zu verfolgen, und auch dann ist er noch lange nicht erloschen. So hat der Berosus auch wohl die meisten Landes-Chroniken von Schleswig-Holstein bis nach der Schweiz angesteckt. Aber zwischen Beatus Rhenanus und Lazius erhielt die Geschichtsforschung doch ein wesentlich anderes Aussehen. War die germanistische Wissenschaft bis dahin dank der lateinischen Werke ihrer Verkündiger mit dem deutschen Volke selbst nicht in allzu enge Fühlung gekommen, so nahm sie jetzt eine Wendung zum Volkstümlichen. Johannes Aventinus[1]), Sebastian Franck von Wörd und Sebastian Münster hielten endlich einmal die deutsche Sprache für würdig genug, um durch sie die Lehren der damaligen

[1]) Geb. 1477 zu Abensberg in Baiern, daher der Name „Aventinus“, sein Familienname war „Turmair“. Gest. 1534 zu Regensburg.

deutschen Urgeschichte zu verkünden. Aber — das soll im Zusammenhang mit dem Vorhergehenden vorweggenommen werden — sie alle drei haben sich bei der Darstellung der Urgeschichte rückhaltlos dem Berosus anvertraut.

Die in deutscher Sprache erschienenen Werke Aventins, — von seiner Deutschen Chronik liegt überhaupt nur ein Bruchstück vor — sind selten, häufiger dagegen seine „Annales Boiorum“, die allerdings erst 1554 herausgegeben wurden, obgleich ihre Niederschrift schon drei Jahrzehnte zurücklag. Sie haben dann verschiedene Auflagen erlebt, deren letzte — abgesehen von dem Münchener Neudruck — diejenige von 1710 sein dürfte. Aventinus zeigt sich in der wesentlichen Beschränkung auf die bayrische Geschichte — ohne doch die gesamte Urgeschichte Deutschlands ganz auszuschließen — als verständnisvolle und geschickte Kraft, den alten Plan einer „Germania illustrata“ zu seinem Teile zu fördern. In seinen Annales Boiorum spielen die römischen Kaiser nur soweit hinein, wie sie für die alte Zeit Südost-Deutschlands in Betracht kommen.

Dem Berosus hat sich Aventin nicht nur angeschlossen, sondern dessen von Noah ausgehenden Stammbaum zu einer handgreiflichen Geschichte erweitert. Man darf wohl sagen, daß der Berosus sich kaum so langer Nachwirkungen hätte erfreuen können, wenn Aventin ihm nicht eine so kraftvolle Stütze verliehen hätte.

Für das Bestreben Aventins, das Heidnische am Germanentum zu mildern und unsere Vorfahren in ein mehr christliches Licht zu rücken, hat Dr. Friedrich Gotthelf in seiner leicht zugänglichen Schrift „Das deutsche Altertum in den Anschauungen des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts“ (1900) einige gute Belege gegeben. Daselbst möge man auch die besondere Ausschmückung der deutschen Vorzeit mit einer Anzahl von Königen durch Aventin nachlesen, ebenso den von Berosus aufgestellten Stammbaum, aus dem nur hervorgehoben sei, daß bei ihm die germanischen „Stammväter“ Ingavo, Istävo und Hermino als Vater, Sohn und Enkel erscheinen, während sie in der taciteischen Überlieferung Brüder sind. Eine Eigentümlichkeit Aventins ist die sonderbare Verdeutschung römisch überlieferter und sonstiger Namen, so wenn er statt Ariovist „Ernst“, statt Armin „Erman“ oder „Ernmaner“ (der zu êren ermant) schreibt. Diese „Übersetzungen“ treffen wir bis ins 18. Jahrhundert hinein, z. B. in der berühmten Chronik von J. L. Gottfriedt (1630, letzte Aufl. 1743!), die zuweilen auch an Stelle der alten geographischen Bezeichnungen die dem 17. Jahrhundert geläufigen setzt.

Nach Hummels Bibliothek der deutschen Altertümer (1787) hat auch das Werk des H. Mutius „de Germanorum prima origine“ (1539) eine Abteilung: de origine Germanorum a Tuiscone, filio Noe. Über dieses Werk, daß mir bis jetzt nicht vorgelegen hat, berichtet ebenfalls Dr. Gotthelf in der genannten Schrift, S. 18/19.

Ein wesentlich anderes Gesicht als die bisher besprochenen Werke zeigt die Darstellung Francks von Wörd [1]), der in seine „Chronica des gantzen Teutschen lands, aller Teutschen völcker herkommen usw.“ (1538 und 1539) auch die römische Geschichte von dem Einfall der senonischen Gallier unter Brennus an aufnimmt, zunächst allerdings, weil auch die germanische Geschichte oft recht wirksam nach Rom hinübergriff, dann aber auch „darumb, das ich biszher keyn rechte Histori inn Teutscher zungen von Kaysern allen, weder gesehen, noch gelesen hab“. Daß Franck gerade mit Brennus beginnt, hat darin seinen Grund, weil er in ihm einen „uralten Hertzog der Teutschen“ erblickt. Diese Meinung war ziemlich lange verbreitet — noch die Chronik Carions berichtet in der Ausgabe von 1554, daß der Germanenname im Jahre 390 v. Chr. zum ersten Male in der Weltgeschichte aufgetreten sei —; man hatte anfänglich in dem Berichte des Livius „Germani“ statt richtig „Cenomani“ gelesen. Wir werden kaum in der Annahme fehlgehen, daß damals die Gallier noch recht germanen-ähnlich waren; auch den Römern selbst war diese Ähnlichkeit nicht entgangen. Wir können den Eindruck, den gleichermaßen Kelten wie Germanen auf die Römerwelt machten, wohl am besten mit Schillers Worten wiedergeben:

„Es ragt das Riesenmaß der Leiber
weit über menschliches hinaus.“

Der Unterschied zwischen beiden „Welten“ erhellt aus der Tatsache, daß das Militärmaß des römischen Heeres, das im 2. und 3. Jahrhundert n. Chr. auf 1,42 m gesunken war, durch das Einreihen der Germanen ins römische Heer auf 1,65 und teilweise sogar auf 1,72 m erhöht wurde. Man muß die für die Beurteilung dieser Frage äußerst wichtigen Belegstellen heranziehen, die Prof. Theodor Birt in seinem Buche „die Germanen“ (1917) zusammengestellt hat. Es sei hier nur etwas daraus hervorgehoben: „Die Cimbern waren demnach für Posidonius mit dem Kriegsvolk des Brennus identisch; beide Völkerscharen waren gleich rasseecht; die Leute des Brennus waren also Galli germani, und die Cimbern waren es auch . . . Begreiflich ist, daß als späterhin der Germane Alarich Rom bedroht, dieser Alarich von Claudian, Bell.

[1]) Geb. 1499 zu Donauwörth, gest. 1542 zu Basel.

Pollent. 431, mit Brennus gleichgesetzt wird; seine Goten gleichen den Senones und Cimbri." Es steckt somit in der Annahme Francks nicht nur ein Körnchen Wahrheit, wir sind heute, wo wir über die rassischen Zusammenhänge genauer unterrichtet sind, sogar in der Lage, die nordisch-germanische Rasse bis in die fernste Urzeit zu verfolgen, wir begegnen ihr in uralten Wandgemälden Ägyptens, und wir finden sie auch in den homerischen Heldengedichten wieder.

Im Gegensatze zur 2. Auflage der Helmoltschen Weltgeschichte, Bd. 1, möchte ich die Unparteilichkeit Francks hervorheben, der durchaus kein Lobredner war, sondern seine Darstellung streng wie etwa Beatus Rhenanus behandelte, ohne allerdings dessen philologische Schulung zu besitzen. An den genannten Gelehrten erinnert seine Art, wie er die deutsche Vorzeit sieht, er legt nicht mehr in sie hinein, als nach dem damaligen Stande der Wissenschaft möglich war; auch findet sich bei ihm eine ausgesprochene Abneigung gegen germanische Götterlehre, wie wir sie in noch schärferer, geradezu übelwollender Form bei späteren Geschichtschreibern wiederfinden. Aber, während manche seiner Vorgänger in der damaligen Gegenwart einen Abstieg der Vergangenheit gegenüber feststellen zu können glaubten, erblickt Franck in der Geschichte eine Vorwärts-Entwicklung, und derselbe Mann, dessen mehrfach wiederholtes Urteil lautet, „daß ein landt 3 heller nit besser ist als das ander, also ein volck vor Gott", bekennt doch freudig: „Die Teutschen liessenn auch vor Christi gepurt niemandt frembds gern under jn wonen / damit das land mit frembden Sitten nit verunreyniget würde / so begert man auch nit fast zu dem wilden volck in die rauhen kalten art zu ziehen. Das hat die Teutschen hinhinder geworffen / biß jn Gott auß dem staub für vil völcker herfür hat geholffen / also das es jhn yetz an leutseligkeyt / wolerbawen stetten / anschlegen / künsten / redlichen thatten / weisen reden / gewerben niemant vorthut / und die letzten die ersten worden." Auf Franck trifft das Wort Goethes zu

„Wer den Dichter will versteh'n,
muß in Dichters Lande geh'n"

und sich in das von geistigen und politischen Kämpfen erfüllte Zeitalter des deutschen Humanismus versetzen. Immer wieder habe ich mich zu der Darstellung Eduard Baltzers [1]) hingezogen gefühlt, der Franck eine Führerrolle in der Reformationsbewegung gewünscht hätte, und das an-

---

[1]) „Neue Propheten, Lichtbilder aus dem Reformationszeitalter", 1881.

scheinend wenig bekannte und noch weniger benutzte Werk Hermann Bischofs [1]), steht dem wirklich nicht entgegen.

Alle genannten Vorgänger hat Sebastian Münster [2]) durch Volkstümlichkeit und weite Verbreitung seines Hauptwerkes, der 1544 erschienenen Kosmographie, übertroffen. Schon der Umstand war ihm günstig, daß es gleichzeitig in deutscher und lateinischer Sprache veröffentlicht wurde; später folgten noch Übersetzungen ins Französische und Italienische. Münsters Interesse richtete sich anfangs hauptsächlich auf die antiken Sprachen, besonders das Hebräische. Auf Grund der Kenntnis gerade dieser Sprache wollte er dem Berosus der von ihm richtig gebrauchten hebräischen Wörter wegen nicht widersprechen; „doch wil ich nicht darwider fechten, das mit under das gut etwas letztes vermist sey worden durch ein fräveln menschen". Später wuchs Münsters Neigung zur Mathematik, Astronomie und Geographie, und eine Frucht dieser Neigung war zunächst seine 1542 erschienene Ausgabe des Ptolemäus. Dieses geographische Interesse gewinnt auch in der Kosmographie neue Geltung, denn wenn sich hier auch die „Germania illustrata" zur „Cosmographia illustrata" erweitert hat, so kommt jene doch eigentlich nur dadurch zum Ausdruck, daß die Beschreibung Deutschlands mehr als die Hälfte des ganzen Werkes ausfüllt. Was aber seinen Vorgängern, wie Irenicus und Aventin, als glänzendes Ziel vor Augen schwebte, ein lebensvolles Bild der germanischen Vorzeit zu entwerfen und es in Beziehung zur Gegenwart zu setzen, finden wir hier weniger verwirklicht. Bei aller Wärme, die er der Vorzeit entgegenbringt, hat er derselben doch nur einen beschränkten Raum angewiesen. Dabei folgt er außer dem Berosus gelegentlich auch dem Hunibald, im allgemeinen befleißigt er sich indessen eines sehr scharf abwägenden Urteils. Dann aber tritt die Beschreibung der Länder, wohl auch mit ihren geschichtlichen Reizen, besonders aber mit ihrer Kultur und ihren Verkehrs-Mitteln und -Wegen, in den Vordergrund. — Im Zusammenhang mit Sebastian Münster möchte ich das Büchlein des Johannes Boemus erwähnen: Mores, leges et ritus omnium gentium. Wenn dieses Werk auch der Kosmographie wohl um zwei Jahrzehnte vorausging, so scheint diese ihm doch erst den Weg gebahnt zu haben, denn die hin und wieder auftauchenden Auflagen desselben stammen meist aus den Jahren 1560/80. Dem Verfasser ist die Aneinanderreihung von Sitten und Gebräuchen aus Altertum

---

[1]) „Sebastian Franck und die deutsche Geschichtschreibung", 1857.

[2]) Geb. 1489 zu Ingelheim, gest. 1552 zu Basel.

und Gegenwart glücklich gelungen. Die in der Hauptsache auf Tacitus fußende Beschreibung Deutschlands (de Germania et institutis eorum plurimis), die auch das schöne Gedicht des Celtis „Gens invicta manet usw." enthält, ist fast ebenso in das Kapitel „Wie die Teutschen ein Leben gefürt haben vor und etlich jar nach Christ geburt" der Münsterschen Kosmographie übergegangen. Den Sachsen (besonders Niedersachsen), wird das, was Boemus über ihren Biergenuß schreibt, wohl keine Freude bereitet haben: „Dictu incredibile est, quantum huius liquoris in se immodestissima gens capiat, quantum mutuo ad bibendum cogant et hortentur: non sus, non taurus tantum ingurgitaret." (Es ist unglaublich zu sagen, welche Mengen dieses Getränks dieses unbotmäßige Volk zu sich nimmt, wie man sich dort gegenseitig zum Trinken zwingt und reizt. Kein Schwein, kein Ochse, würde soviel durch die Kehle jagen.) Dies ist keine Erinnerung aus dem Altertum. Aus der Fülle des Stoffes sei noch hervorgehoben, was Boemus über die Tracht der Deutschen schreibt. Die Kleidung der Herren sei aus Wolle, die der Frauen aus Leinewand hergestellt. Die Männertracht sei so vielgestaltig, daß kaum ein Gewand dem anderen ähnlich sähe, und neuerdings habe man im Geschmack sogar Anleihen bei Italienern und Franzosen gemacht. Die früher so gerühmte Schlichtheit des Mannes sei jetzt auf die Frau übergegangen: „Satis honestus hodie feminarum vestitus est, satis decorus, nihil haberet quod merito reprehendere quis posset, si a quibusdam superne nimium non excavaretur." Ein wenig hat sich das Bild seit jener Zeit doch wohl gewandelt.

Das letzte umfangreiche Werk der ersten Epoche heimischer Germanenforschung ist das 1557 erschienene „de gentium aliquot migrationibus, sedibus fixis, reliquiis linguarumque initiis et immutationibus ac dialectis libri XII" des Wolfgang Lazius (geb. 1514 zu Wien, gest. daselbst 1565).

In diesem dickleibigen Werke kehren wohl alle Ansichten wieder, die bis dahin über die Germanen und ihre Wanderungen zusammengeschrieben waren. Gleich im ersten Buche heißt es unter Berufung auf Berosus: „Ad haec omnia constat, germanicos populos Vandalos, Gothos, Burgundiones, Francos sive Cimmerios, non aliunde quam ex Asiae confinibus in Europam transgressos." (Zu dem allen steht fest, daß die germanischen Völker, die Vandalen, Goten, Burgunden, die Franken oder Kimmerier, nur aus den Grenzländern Asiens nach Europa gekommen sind.) Das dritte Buch mit der Schilderung der Wanderungen der Cimbern, Sigambern-Franken zeigt Lazius' Abhängig-

keit vom Hunibald. Im zehnten Buche wird dann unter Anschluß an Jordanes und Beatus Rhenanus der Auszug der Goten aus Skandinavien besprochen, und zwar mit merkwürdigen Zusätzen, die auch für die geographische Kenntnis des Verfassers interessant sind: „. . . Scandinaviam, quam puto Teutonicamvocem, depravatam esse a Latinis hominibus pro Schonlandia, hoc est pulchra terra. Equidem extant in hanc usque diem istae insulae supra Prussiam et Livoniam, regno Suediae tributariae: quarum una Gotlandia, a Gothis nimirum, altera Schonlandia, tertia Finlandia a simili pulchritudinis ratione, denominatae sunt.“ (Ich halte Skandinavien für ein Wort deutscher Herkunft, das von den Lateinern aus „Schonland“, d. h. schönes Land, verstümmelt worden ist. Noch heute liegen diese zu Schweden gehörenden Inseln nördlich der preußischen und finnischen Küste, deren eine Gotland — natürlich nach den Goten —, die zweite Schonland, die dritte in gleicher Weise nach der schönen Landschaft Finnland heißt.) Man wird also auch hier fragen dürfen, welche Ansicht über die Herkunft der Germanen bei Lazius überwiegt, und man wird im Gegensatze zu Althamer wohl sagen müssen: es ist die Wanderung aus Asien. Daß die Germanen aber einen gebietenden Einfluß in Europa gewonnen haben, zeigt er u. a. an der Zusammensetzung der Sprachen. Er bringt nicht nur aus der französischen, sondern auch aus der italienischen und spanischen Sprache Beweise für ihre Verwandtschaft mit der deutschen. Allerdings hat man bei seinen Etymologisierungsversuchen den Eindruck, daß hier noch eine völlig unkultivierte Wissenschaft vorliegt. Die Bedeutung des Lazius für die Geschichte der germanischen Philologie hat Rudolf von Raumer hinreichend gewürdigt. Sein Ruhm besteht hauptsächlich darin, daß er außer manchen Bruchstücken althochdeutscher Sprachdenkmäler zum ersten Male Verse aus unserem Nibelungenliede gebracht hat, wenn er dabei auch geschichtliche Ereignisse und Persönlichkeiten durch einander geworfen hat. Die von ihm auf S. 645 abgebildete Runenschrift, die er den Markomannen zuschreibt, ist zwar nicht die zuerst veröffentlichte, aber die der Zeit nach bedeutend weiter zurück reichende als diejenige, die Johannes Magnus 1554 in seiner „historia de omnibus Gothorum Sveonumque regibus“ gebracht hat. Als sehr interessant muß dann der Versuch des Lazius bezeichnet werden, die Typen einzelner germanischer Völkerschaften im Bilde wieder zu geben.

Dasselbe Jahr, das das Werk des Lazius brachte, war noch durch das Erscheinen der ersten bedeutenderen Sammlung germanischer Gesetze ausgezeichnet, herausgegeben von Johannes Herold. Das von

demselben veröffentlichte „de Germaniae veteris verae, quam primam vocabant, locis antiquissimis usw.“ (ebenfalls 1557) wird weniger gerühmt.

Von den kleineren Werken aus jener Zeit wäre noch der Germania-Kommentar des Jodocus Willichius (1551) zu erwähnen. Daß derselbe 1610 mit den res germanicae des Beatus Rhenanus zusammengestellt wurde, ist der nämliche Treppenwitz der Weltgeschichte, wie die Vereinigung der Germania mit dem Berosus 1511. Die ganze berosianische Genealogie vom Tuisco bis zum Hercules Alemannus marschiert hier wieder wohlgeordnet und mit genauen Jahreszahlen versehen auf. Hiervon abgesehen, mag der Kommentar in seiner Ausführlichkeit wohl seine Dienste geleistet haben. Bei der Beschreibung der einzelnen Völker ist auch die Gegenwart gebührend berücksichtigt worden.

Es wäre jetzt noch ein Wort darüber am Platze, wie die Träger der Reformation sich zur humanistisch-germanistischen Richtung stellten. Wie schon am Beginn unserer Ausführungen erwähnt, machte sich zwischen beiden Richtungen ein tiefgehender Gegensatz geltend, was nicht verwunderlich ist, wenn man bedenkt, daß die ausgesprochen germanistische Schule jederzeit das Schwergewicht auf die Kultursendung des Germanentums legte. So ist es denn auch nicht auffällig, daß unter den Förderern der kirchlichen Reformation sich verhältnismäßig wenige dem Studium des germanischen Altertums geneigt zeigten. Eine Ausnahme macht vielleicht der universell gebildete Philipp Melanchthon, der außer theologischen und philologischen Fragen auch solchen astronomischer und geschichtlicher Richtung Beachtung schenkte. Zwar einem Neuerer wie dem Kopernikus würde er trotz des ihm nachgerühmten Interesses für sein Schaffen kaum in dem Sinne das Wort geredet haben wie etwa dem mittelalterlichen Astronomen Sacrobusto. Das Interesse an der germanischen Vorzeit dürften schon die Studienjahre in Tübingen (von 1512 an) unter Heinrich Bebel in ihm geweckt haben. Nach Bebels Tode wurde er dessen Nachfolger auf dem Lehrstuhle für Geschichte und Beredsamkeit. So hat er denn auch auf unserem Gebiete fördernd und anregend gewirkt. Die Geschichtschreibung verdankt Melanchthon zunächst den Druck der Nauclerschen Chronik. „Admodum juvenis“ schrieb Leibniz, „1516 Joh. Naucleri historiam ita digessit et expolivit, ut lucem ferre posset“. (Noch als Jüngling hat er die Geschichte Nauclers so durchgearbeitet und ausgefeilt, daß sie der Öffentlichkeit übergeben werden konnte.) Die 2. Ausgabe der besonders für das deutsche Mittelalter wichtigen Ursperger Chronik ist 1537 auf sein

Betreiben hin und mit seinem Vorworte versehen zu Straßburg erschienen. Die oft gehörte Klage, daß den alten Deutschen nicht die Taten, sondern die Geschichtschreiber fehlen, kehrt darin wieder. Überhaupt hat er für mehrere Werke das Vorwort geschrieben und dadurch seine Anteilnahme an dem in ihnen behandelten Stoffe bekundet; dies ist u. a. der Fall bei der ersten Ausgabe von Helmolds Chronica Slavorum (1556). Melanchthon gehören ferner an: der den Ausgaben des Huttenschen Arminius von 1538 und 1557 beigefügte Germania-Kommentar und die Abhandlung „Encomium Suevorum".

Von Johannes Bugenhagen, dem Sohne des großen Reformators [1]), liegt mir eine 1566 gehaltene und gedruckte Rede vor, „de gentibus quae dilacerarunt imperium romanum in occidente", also ein Auszug aus der germanischen Frühgeschichte und besonders der Völkerwanderungszeit. Zwar sind nach Bugenhagen die Germanen aus Asien nach Europa gekommen, aber: „cum ab una pene aut cognata saltem origine provenerint eae gentes omnes, quae ex Oriente in Occidentem infusae nostram primum patriam et gentem condiderunt, indeque velut coloniis deductis reliquas provincias Romani imperii compleverunt, ut una Germania vicinarum gentium quasi parens censeri possit." Übersetzt: „Da alle jene Volksstämme, die, von Osten nach Westen ziehend, zuerst unser Vaterland und unsern Volksstamm gegründet und von da aus die Provinzen des römischen Reiches kolonisiert haben, sich auf denselben oder doch wenigstens nahe verwandten Ursprung zurückführen lassen, so kann das eine Germanien als Stammland der benachbarten Völkerstämme angesprochen werden."

Wir freuen uns eines solchen Ausspruches, dessen Sinn im Friederizianischen Zeitalter durch Graf von Hertzberg und besonders in unseren Tagen erhöhte Geltung gewonnen hat, und schließen von dem Umstande, daß ein Theologe so geschrieben hat, auf die Begeisterung, die die Germanisten vom Fache im Zeitalter des deutschen Humanismus erfaßt haben muß. Ihre warmherzige Begeisterung leuchtet wie ein heller Stern in unsere Zeiten hinein. Auch wenn wir nicht auf den wissenschaftlich doch in mancher Hinsicht beschränkten Standpunkt der hier besprochenen alten Werke zurückkehren wollen, müssen wir sie doch als notwendige Glieder in der wissenschaftlichen Entwicklung anerkennen und einschätzen. Denn was in den ersten Jahrzehnten germanistischer

---

[1]) Nach freundlicher Mitteilung des Herrn S. Jordan, Ephorus und Direktor im Königl. Predigerseminar zu Wittenberg, hat der bekannte Reformator selbst diese Rede gehalten, und es würde sich hier somit um einen späteren Druck handeln.

Wissenschaft erreicht war, darf nicht gering angeschlagen werden. Der Humanismus hatte die antike Welt neu erstehen lassen, die weit ausgreifende römische Geschichte lag wie ein aufgeschlagenes Buch vor aller Augen, und die Geschichte der deutschen („Römischen") Kaiser schien nur eine Fortsetzung derselben zu sein. Da lenkte denn die deutsche Richtung des Humanismus den Blick auf das Germanentum, sein Alter und seine Kultur und sicherte ihm eine eigene, auf ebenfalls weit reichender Grundlage sich erhebende Geschichte. Es war der Grundstein — und vielleicht noch mehr als nur dieser — zum Baue der heutigen germanistischen Wissenschaft gelegt worden.

---

## b) Das Abflauen der deutschen, der Aufstieg der skandinavischen Germanenforschung.

Mit dem Werke des Wolfgang Lazius hatte, wie wir gesehen haben, der erste Abschnitt heimischer Germanenforschung sein Ende erreicht. Wenn man auch nicht sagen darf, daß das Interesse an unserer Vorzeit völlig aus Deutschland verschwunden war, so muß man doch zugeben: die große Begeisterung war verraucht, die erste Frische und Ursprünglichkeit verloren; an ihre Stelle trat theologischer und philologischer Dogmatismus — das Fremdwort ist hier am Platze, weil diese Richtung dem Deutschen Wesen im Grunde fern stand. Und, weil neue, kühne Gedanken fehlten, beschränkte man sich im wesentlichen auf Chroniksammlungen und Wiederholungen alter Drucke. So erschien das Werk Althamers noch einmal 1609, das des Beatus Rhenanus 1610 und das des Irenicus sogar noch 1728.

Im übrigen sind die Sammlungen älterer Werke, wie sie Schard, Freher, Pistorius u. a. anlegten, gewiß eine dankenswerte Erscheinung gewesen, weil z. B. die Schriften des Äneas Silvius, Bebels, Pirkheimers usw. schon damals zu den Seltenheiten gehörten. So war wenigstens der damaligen Zeit Gelegenheit gegeben, noch einmal die ältere Forschung in ihrer Gesamtheit kennen zu lernen. Was spärlich an neueren Werken erschien, bietet fast durchweg wenig Erfreuliches. Dahin gehört z. B. die große „Chorographie und Histori Teutscher Nation" Jakob Schoppers (1582), die in ihrer biblischen Richtung ein Mittelglied zwischen Aventin und Clüver (1616) bildet, aber mehr nach jenem hinneigt. Auch der reichhaltige Germania-Kommentar Michael Beuthers (1594), der sich noch nicht vom Berosus lösen kann, bringt keine neuen Gesichtspunkte. Hier und da glauben wir

sogar eine durch die Religion gebotene Abneigung gegen die germanische Vorzeit feststellen zu können, so, wenn wir im Vorwort zu der von Joh. Pappus herausgegebenen kleinen Sammlung „Germaniae veteris descriptiones“ (1591) lesen: „Germania denique vetus, in ignoratione veri Dei, in horrendis superstitionibus, in foedissimis errorum tenebris iacebat. Nostra verum Deum agnoscit et invocat . . .“ (Das alte Germanien lag, in Unkenntnis des wahren Gottes, in schrecklichem Aberglauben, in dunkelster Finsternis und Irrlehre gebunden. Das heutige Deutschland aber kennt den wahren Gott und ruft ihn an . . .) Wie wenige Jahrzehnte später Clüver die gegenteilige Stimmung hervorruft, werden wir noch sehen.

Wenig Vertrauen erweckend ist auch der Titel eines bei H. D. Meibom erwähnten Werkes von Erpold Lindenbrog: „Von dem scheußlichen Kriege welchen die Cimbri mit dem Römischen Volck gantzer acht Jahr geführt" (1580). Im übrigen hat sich Lindenbrog durch Sammlung von Geschichtsquellen — besonders Nordeuropas — einen geachteten Namen erworben.

Für die bayrische Geschichte bedeuten die Werke Markus Velsers (geb. 1558, gest. 1614) einen Gewinn, namentlich die „Rerum augusto-Vindelicarum libri VIII“ (1594) und die „Rerum Boicarum libri V“ (1602).

Das Büchlein „Aurei seculi imago“ des Abr. Ortelius (1596) ist nur eine schmale Bilderfibel. Die Abbildungen stellen Szenen aus dem Leben der Germanen dar.

Es ist oben (unter Beatus Rhenanus) berichtet worden, daß die Franzosen schon im 16. Jahrhundert ihre fränkische Herkunft vergessen haben dürften. Ich halte es nicht für ausgeschlossen, daß das Aufblühen des Humanismus in Frankreich die Schuld daran trägt, und vielleicht ist auch der Ausdruck „Barbaren", mit dem man die germanischen Eroberer beehrte, zu jener Zeit aufgekommen, der dann dem von den Italienern im verächtlichen Sinne gebrauchten Ausdruck „Goten" entsprechen würde. Man glaubte wohl in Frankreich im Zeitalter der Renaissance das Wiederaufleben des alten Griechenlands bei sich feststellen zu können — und auch in Deutschland hat es ja nicht an ähnlichen Äußerungen augenblicklicher Begeisterung gefehlt — und empfand so einen besonders tiefgehenden Unterschied der Vorzeit gegenüber. Gerade damals hätten französische und deutsche Forschungen einander näher kommen können. Es erschien nämlich nach Prof. Dr. Süpfle (Geschichte des deutschen Kultureinflusses auf Frankreich) im Jahre 1552 eine französische Übersetzung der Kosmographie Sebastian Münsters,

den man daraufhin den „Strabon de l'Allemagne" genannt habe. 23 Jahre später erschien eine besonders für Frankreich bearbeitete Ausgabe desselben Werkes, weil in dem Original dieses Land Deutschland gegenüber nicht umfangreich genug gehalten war. Auch des Johannes Boemus Buch „Mores leges et ritus omnium gentium" ist damals (vielleicht gegen 1580) in französischer Sprache erschienen. Mir liegt ein Exemplar dieser vermutlich seltenen Übersetzung vor, doch fehlen ihr leider Titelblatt und Vorrede, so daß ich das Jahr des Erscheinens nicht feststellen kann. Das Werk Jean Bodins, das später (bei Clüver) besprochen werden soll, hat dann leider ein ersprießliches Zusammengehen zwischen beiden Ländern unterbunden.

Nicht unerwähnt soll schließlich bleiben, daß damals von Frankreich aus gute Werke über die Geschichte der Burgunden ausgegangen sind, so von Nic. Vignier: Rerum Burgundionum Chronicon (1575) und von St. Julien de Balleure: De l'origine des Bourgognons (1581).

Während nun Deutschland bereits seine Wiedergeburt im germanischen Sinne erlebt hatte und fast Gefahr lief, den einst so frischen Strom wieder versiegen zu sehen, erschien die skandinavische Altertumskunde mit einem Selbstbewußtsein ohne gleichen auf dem Plane. Ihre Arbeit wandelte die mystische Dämmerung, in der — im wissenschaftlichen Sinne — Skandinavien damals für Deutschland und das übrige Europa lag, in hellstes Licht.

„Lux in tenebris cimmeriis", heißt es im Titelkupfer des 2. Bandes der Atlantica von Olaf Rudbeck. Von ungefähr konnte dieser Aufstieg nicht erfolgt sein; er setzt — neben einem reichen nationalen Besitztum — eine Summe einzelner Arbeiten und Erfahrungen voraus. In der Tat schien kein Land durch die Fülle des archäologischen Materials, die Menge reiner überlieferter Mythen und Sagen mehr zur Führerrolle in der germanischen Altertumskunde bestimmt zu sein als Skandinavien. Aber auch Skandinavien hat, ebenso wie Deutschland, in der Folgezeit aus dem heimischen Kulturzentrum eine Kulturperipherie zu machen gewußt, deren Zentrum irgendeine berühmte Ausgrabungsstätte im Orient sein mußte. Und so hat auch zeitweilig, und besonders im 19. Jahrhundert, Skandinavien in genau demselben Sinne wie Deutschland das schöne Faust-Wort:

> „Dem Herrlichsten, was auch der Geist empfangen,
> drängt immer fremd und fremder Stoff sich an"

in die bittere Wahrheit umgesetzt.

Welche Gefühlswerte dadurch hätten verloren gehen können — denn in Wirklichkeit hat auch die wissenschaftliche Entfernung von der „Bodenständigkeit" dem inneren Kerne skandinavischer Forschung nicht geschadet — möge aus den trefflichen Worten des Dr. J. J. Borelius [1]) erhellen: „Durch ihre Lage in nahe Berührung mit der römischen Kultur gestellt und ihrer Einwirkung ausgesetzt, haben sie (die Deutschen) jedoch ihre Sprache und Nationalität erhalten, und dadurch nicht nur von dem Zwange der römischen Kirche sich frei machen, sondern auch in ein tieferes, selbständigeres Verhältnis zur antiken Kultur treten können als die Völker, deren Sprache und Nationalität als Ausfluß der römischen zu betrachten sind. Andererseits hat aber diese Richtung auf das Fremde sie ihrer eigenen Vorzeit und dadurch gewissermaßen auch sich selbst entfremdet. — — Der skandinavische Zweig dagegen, durch seine Lage der unmittelbaren Einwirkung der römischen Welt entzogen, kam später zur Kultur [2]) und steht noch heute gegen den deutschen Zweig in allseitiger Entwicklung zurück, hat aber zum Ersatz den Zusammenhang mit seiner Vorzeit bewahrt und sich vergleichungsweise frei erhalten von der alles Ursprüngliche, Naturwüchsige feindlichen und bedrückenden Richtung, welche das Mittelalter bezeichnete und welche sich von diesem her weit hinein in die neuere Zeit fortgepflanzt hat."

Die wissenschaftliche Geschichts-Literatur kann man wohl erst da beginnen lassen, wo die Quellen der heimischen Geschichte allgemeiner bekannt werden. Aber da zeigt sich gleich der Unterschied zwischen dem Norden und dem von der wiederbelebten Antike durchtränkten Süden. Während die Geschichtschreiber der Alten bald nach der Erfindung der Buchdruckerkunst ihre Auferstehung feiern durften und in zahlreichen Ausgaben verbreitet wurden, gelangten die nordischen Geschichtschreiber des Mittelalters erst recht spät zur Kenntnis der wissenschaftlichen Welt, wenn man natürlich auch annehmen darf, daß manche Abschriften ihrer Werke im Umlauf waren. Die auch für Skandinavien wichtige Chronik des Adam von Bremen wurde zum ersten Male 1579 zu Kopenhagen gedruckt, und das dem 15. Jahrhundert angehörende Geschichtswerk des Ericus Olai „Historia Suecorum Gothorumque" erschien sogar erst 1615 im Druck. Das geschichtliche Dunkel erhellte sich für Dänemark

[1]) „Skandinavien und Deutschland", Berlin 1876.

[2]) Danach scheint der Verfasser unter „Kultur" doch nur die vom Süden her kommende Bildung zu verstehen.

ein wenig durch die bereits 1514 im Druck erschienenen, sagendurchwobenen „Gesta Danorum" des Saxo Grammaticus. Die Goten-Geschichte des Jordanes, die erste germanische, allerdings byzantinisch beeinflußte Quelle, die den Ursprung der Goten an Schweden knüpft und für die nordische Literatur in der Folgezeit eine große Bedeutung gewann, ließ der Augsburger Patrizier Konrad Peutinger 1515 erstmalig erscheinen. Vier Jahrzehnte vergingen indessen — nachdem auf deutschem Boden bereits Albert Krantz eine Geschichte der nordischen Königreiche herausgegeben hatte — bis ein schwedisches Brüderpaar, Johannes und Olaus Magnus (Magnus latinisiert aus dem einheimischen Namen Store) die ersten großen nordischen Geschichtswerke erscheinen ließ. Dem Werke des Johannes „historia de omnibus Gothorum Sveonumque regibus", erschienen 1554 in Rom, hat bereits das folgende Jahrhundert zum Vorwurfe gemacht, daß es sich zu sehr von den Fabeln des „falschen Berosus" habe irreleiten lassen. Im 4. Kapitel des ersten Buches setzt der Verfasser denn auch „Magog" als Stammvater der Skythen und Goten ein und führt somit die schwedisch-gotische Geschichte auf den Stammbaum Noahs zurück. Während die Nachwirkungen dieser Anschauung in der genealogischen Literatur Schwedens sich mehr als zwei Jahrhunderte hindurch verfolgen lassen, gewann das Werk des Olaus Magnus „historia de gentibus septentrionalibus", erschienen 1555 ebenfalls zu Rom, einen ungleich stärkeren Einfluß auf die allgemeine schwedische Geschichtsauffassung. Hier erscheint Schweden als Heimat der germanischen Völker. Neben den frühmittelalterlichen Quellen scheint besonders Olaus Magnus diese Tradition gefestigt zu haben. Sein Werk erschien noch einmal 1567 in Basel, in demselben Jahre ebenfalls daselbst in deutscher Sprache; außerdem wurden Auszüge veranstaltet (z. B. Amberg, 1599, Leyden 1652). Diese Angaben genügen, um die weite Verbreitung der durch das Werk angeregten Ideen zu bekunden. Allerdings sind damit auch, wie die oft wiederholten Abbildungen beweisen, manche Fabeleien verbreitet worden.

Somit bot Skandinavien Ersatz für Deutschland, das erst unter Clüver und besonders unter Leibniz auf dem Gebiete der Germanenforschung einen hohen Aufschwung nahm.

---

## 3. Das 17. Jahrhundert.

### a) Von Clüver bis Conring.

„Das reine Blut soll man nicht leichtsinnig durch Heiraten mit Angehörigen fremden Stammes vermischen."
(Kirchmajer, 1664.)

Das beginnende 17. Jahrhundert sah einen Stern erster Größe am germanistischen Himmel: Philipp Clüver (geb. 1580 zu Danzig, gest. 1623 zu Leyden). Clüver ist also zwar kein geborener Holländer, er hat aber in Holland gewirkt, und die Nähe der See mag auch seinen Gesichtskreis erheblich erweitert haben. Es ist gewiß kein Zufall, daß von allen deutschen Landen damals die Niederlande und Flandern die bedeutendsten Geographen und Kartenstecher aufzuweisen hatten; die genügende Orientierung auf dem Erdkreise und in Verbindung damit Handel und Wohlstand sicherten das Wachstum aller Künste und Wissenschaften. Das buntbewegte Bild des damaligen Holland müssen wir uns vergegenwärtigen, wenn wir die geradezu universale Bedeutung Clüvers für die Germanenforschung richtig einschätzen wollen. Seine 1616 erschienenen Germaniae antiquae libri III stellen das umfassendste Material dar, welches bis dahin über das germanische Altertum zusammengetragen war. Clüver beherrscht nicht nur die einzelnen Sprachen und weist ihre Zusammenhänge nach, er kennt auch die antiken Quellen der germanischen Geschichte von Grund auf. Seine sprachwissenschaftlichen Untersuchungen stehen weit höher als die des Lazius und kommen in vielen Fällen dem heutigen Stande der Forschung nahe. Schon diese Tatsache hätte Clüver einen Platz in den Geschichten der germanischen Philologie von Rud. Raumer und Prof. Herm. Paul sichern müssen. Jedenfalls ist ein Werk zustande gekommen, daß in die fernste Zukunft zu wirken berufen war. Das hat noch 1701 K. D. Meibom anerkannt: „Principem merito suo inter noviores tenet locum

Ph. Cluverius in aeternum victuro opere." Und noch am Ende des 19. Jahrhunderts hallt sein Lob wider: nach L. Lindenschmit (Handbuch der deutschen Altertumskunde, 1889) konnte kein anderes Volk der Germania antiqua Clüvers ein gleich bedeutendes Werk aus dieser Zeit zur Seite stellen.

Nach einer zweiten kleinen Vorrede an den Leser soll das Werk gewissermaßen eine Umrahmung für die taciteische Germania schaffen, obgleich Clüver auch weit frühere und spätere Zeiten beschreiben will. Aus diesem Grunde bildet die Germania in zwei Texten (des Lipsius und Clüvers selbst) die Einleitung der Werke.

Gleich am Anfang des ersten Buches findet sich eine schneidige Abfuhr des französischen Schriftstellers Jean Bodin, der im Jahre 1566 ein sehr berühmt gewordenes Werk „Methodus ad facilem historiarum cognitionem" herausgegeben hatte. Dr. Gustav Bornhak hat allerdings in seiner „Geschichte der Franken unter den Merowingern" (1863) von ihm geschrieben: „Die germanische Abkunft der Franzosen zuerst nachgewiesen zu haben, ist das Verdienst Bodins in seiner Schrift: Methodus usw." Vermutlich hat Dr. Bornhak sich das Werk nicht genauer angesehen. Für unsere Darstellung kommt in erster Linie das 9. Kapitel des genannten Werkes in Betracht. Bodin ereifert sich zunächst weidlich über Althamers im Anschluß an Tacitus geäußerte Meinung, daß die Germanen Eingeborene ihres Landes seien: dann geht er mit Peutinger, Irenicus, Herm. von Neuenahr, Wimpheling, Lazius usw. streng ins Gericht, „qui tam ambitiose de suis civibus scripserunt, ut nec quicquam aliis tribuerent, nec sibi deos pares esse putent" (die so überschwänglich über ihre Mitbürger geschrieben haben, daß sie anderen überhaupt nichts gönnen und sie nicht einmal die Götter für ebenbürtig halten). Demnach kann es nur Hohn sein, wenn Bodin weiter schreibt: „Quid enim ad nostri nominis famam praeclarius, aut ad societates et amicitias contrahendas illustrius, aut ad utriusque Imperii salutem utilius esse potest, quam ad fortissimam et generosissimam Germanorum gentem Francorum originis referre?" (Was könnte wohl für den Ruhm unseres Namens bedeutungsvoller, oder für das Eingehen von Verbindungen und Freundschaften willkommener, oder für das Wohl beider Reiche nützlicher sein, als den Ursprung der Franken bei dem ebenso tapferen wie edelmütigen Volke der Germanen zu suchen?) Allerdings läßt Bodin die Franken späterhin doch aus Germanien kommen, — aber erst, nachdem von Gallien aus Kolonien dorthin ausgesandt worden waren. Caesars Bericht im Bellum gallicum, Buch 6, Kap. 24, genügte für Bodin, um darauf seine ganze

Theorie vom gallischen Ursprung der somit aus Germanien nach Frankreich „zurückgekehrten" Franken zu gründen. Nach Caesar sollen sich zu einer Zeit, als die Gallier die Germanen noch an Tapferkeit übertroffen hätten, die Volcae Tectosages, die fruchtbarsten Gebiete in der Nähe des hercynischen Waldes sich unterworfen und sich dort angesiedelt haben. Die (somit gallischen) Einwohner dieses Gebietes sind nach Bodin die Stammväter der Franken. „Hae Francorum origines, haec initia fuerunt. Nomen vero ipsum plane celticum est, Germanis inusitatum; est autem Francus lingua Gallica (non Latina, aut Graeca, multo minus Hebraica) nihil aliud quam liber et immunis, ex quo non modo verisimile, sed etiam perspicuum fit, Galliae populos servitutis Romanorum impatientes, trans Rhenum ad veteres illas Gallorum colonias migrasse, et cum primum potuerunt, excusso Romanorum jugo, in patriam remigrasse, accepta Francorum, id est liberorum hominum appellatione." (Das war der Ursprung der Franken, das ihr Beginn. Ihr Name selbst ist keltischer Herkunft und bei den Germanen ungebräuchlich; es heißt aber „francus" in gallischer — nicht lateinischer, griechischer oder gar hebräischer — Sprache „frei und ungebunden", und schon daraus wird nicht nur wahrscheinlich, sondern auch ganz offensichtlich, daß es gallische Völker waren, die des Römerjoches überdrüssig über den Rhein zu jenen alten gallischen Kolonien gewandert sind und dann, sobald sie nur konnten, die Römerherrschaft brachen und in ihr Vaterland unter dem neu angenommenen Namen „Franken", d. h. die Freien, zurückgekehrt sind.)

Nach Otto Bremer (Ethnographie der germanischen Stämme) gehört der von Caesar berichtete Zug der Gallier nach Deutschland der Sage an, denn Livius verlegt denselben in die Zeit des römischen Königs Tarquinius Priscus (616—578 vor Chr.!). Damit fällt das ganze schöne Gebäude Bodins in sich selbst zusammen. Den Franzosen selbst konnte aber keine Lehre willkommener sein als gerade die seinige, die den nationalen Ehrgeiz in jeder Beziehung befriedigte.

Gegen diese echt romanische Geschichtsfälschung, die man humoristisch aufnehmen könnte, wenn sie nicht so viele Nachfolger gehabt hätte — ihre Wirkungen lassen sich bis an die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts verfolgen —, ist Clüver mit der ganzen Schärfe gesunder Kritik zu Felde gezogen.

Leider werden die leuchtenden Vorzüge der Clüverschen Germania antiqua durch den starken Bibelglauben ihres Verfassers doch ein wenig beeinträchtigt. Clüver hat wohl den falschen Berosus und den Trithemius erkannt, aber er konstruiert eine neue Verbindung mit der Bibel

und trägt geradezu ein konfessionelles Moment in seine Darstellung hinein, indem er fast denselben Satz prägt wie 200 Jahre später Aug. B. Wilhelm in seinem „Germanien und seine Bewohner" (1823): „Uns, die wir die heiligen Urkunden der Israeliten, welche auch unsere Religion geheiligt hat, gläubig verehren, bleibt keine Wahl: mit der Annahme der Entstehung des Menschengeschlechts aus einem Paare haben wir uns auch schon für die Einwanderung unserer Stammväter entschieden."

Clüver ist wohl der erste — wenn man von den tastenden Versuchen des Lazius absieht —, der mit allen Mitteln der damaligen Wissenschaft den Nachweis für die Herkunft der Germanen aus Asien zu erbringen versucht und sich damit in Gegensatz zu den Humanisten germanistischer Richtung in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts gestellt hat.

Nachdem Clüver Noahs Nachkommen an die verschiedenen Völker verteilt hat (Magog bringt er mit den Massageten, Madai mit den Medern, Thubal mit den Tauriern, Thiras mit den Thrakern, Thogarma mit den Türken zusammen), kommt er zu dem Schlusse, daß „Aschenazes", Noahs Urenkel, der Stammvater aller „Kelten" sei. „Kelten" ist nach ihm der Kollektivname für Illyrier, Germanen, Gallier, Spanier und Britannier. In der Folge werden Etymologisierungsversuche unternommen, die den inneren Zusammenhang dieser Völker nachweisen sollen und zuweilen modern anmuten. Gänzlich von unserem modernen Empfinden weicht aber der alttestamentarische Ursprung der Kelten/Germanen ab, für den Clüver „gravissima testimonia" — schwerwiegende Beweisgründe — ins Feld führt. Folgenden Satz hat er sicherlich mit innerer Befriedigung hingeschrieben: „Atque hac demum ratione prima gentis nostrae Germanicae origo ex idoneis jam, satisque certis monumentis ad primum usque mortalium Adamum retro referri poterit." (Und so wird man auf Grund hinreichend beglaubigter Quellen den Ursprung unseres germanischen Volkes bis zum ersten Menschen, Adam, zurückführen können.)

Die Kelten-Theorie Clüvers hatte sich weithinreichender Nachwirkungen zu erfreuen; wir werden ihr später u. a. bei Leibniz wieder begegnen.

Hatten wir schon bei Aventinus eine starke Verchristlichung des germanischen Altertums feststellen können, so geht Clüver noch einen Schritt weiter. Er schließt aus den bekannten Worten „Tuisconem deum terra editum", daß den Germanen bereits die Erschaffung des

ersten Menschen im Sinne der Bibel bekannt war. Auch die göttliche Dreieinigkeit war den Germanen nach Clüver bekannt, wie schon die Überschrift des 29. Kapitels des 1. Buches zeigt: „Priscos Germanos unum, verum, aeternum Deum in trinitate coluisse, sub Solis, Lunae atque Ignis numinibus". Auf diese auf Caesars Bericht zurückgehende Dreiteilung führt Clüver die germanischen Gottheiten zurück. Nun spielt allerdings die Dreiheit in der germanischen Mythologie mehrfach eine Rolle, man kann z. B. Odin-Wili-We als Versinnbildlichung der Dreieinigkeit auffassen, doch wird Clüver daran wohl kaum gedacht haben. Immerhin ist das 26. Kapitel des ersten Buches (de variis Germanorum diis) als erster Versuch einer Darstellung germanischer Mythologie eine sehr beachtenswerte Leistung, die in ihrem Gehalt das 1648 erschienene, etwa 500 Seiten starke Werk des Elias Schedius noch übertrifft, und die deshalb in dem geschichtlichen Abrisse in Prof. R. M. Meyers altgermanischer Religionsgeschichte nicht hätte übergangen werden dürfen.

Eine eigentümliche Stellung nehmen bei Clüver die Alemannen ein. Die treffliche Schilderung, die Beatus Rhenanus in diesem Punkte gegeben hatte, scheint völlig in Vergessenheit geraten zu sein. Derselbe Clüver, der die Lehre des Franzosen Bodin, nach welcher Germanien sozusagen als eine gallische Kolonie gelten sollte, bekämpfte, der dann noch das Germanentum der Trevirer so warm gegen Bodin verteidigte, wandelt selbst Bodinsche Wege, wenn er die Alemannen zu Galliern macht. „Eosdem", schreibt er im 4. Kap. des 3. Buches, „igitur quum Alemannos trans Rhenum incoluerint fineis, quos Galli, decumateis agros Taciti aevo exercentes unam eandemque utrosque fuisse gentem, suspicari liceat . . . Alemannos non fuisse origine Germanos, satis aperto veteres auctores indicant." (Es läßt sich vermuten, daß diejenigen, die — später — als Alemannen das Gebiet jenseits des Rheins besiedelten, ein und dasselbe Volk gewesen seien wie die Gallier, die zur Zeit des Tacitus die „agri decumates" bewohnten. Aus den antiken Geschichtschreibern geht zur Genüge hervor, daß die Alemannen nicht germanischen Ursprungs sind.) Die kurze Zeitspanne zwischen Tacitus und der Regierung des Caracalla habe für einen solchen Bevölkerungswechsel keinen Beleg bei den Geschichtschreibern. Auch die 1663 erschienene „editio contracta" der Germania antiqua enthält noch dieselben Sätze.

Ich kann es mir nicht versagen, hier die richtigere Ansicht des Beatus Rhenanus wiederzugeben: „Enimvero suspicor, quum Germani illi Septentrionales ex magna parte Suevi Transalbiani cum aliquot

ulterioribus nationibus, mutare sedes et opportuniora ad depraedendas Romanorum provincias occupare loca constituissent . . . imitari priores Germanos, qui transito Rheno primi sibi hoc nomine indiderunt et ipsi novo vocabulo Alemannos se appellarunt.“ (Ich nehme an, daß jene Nord-Germanen zum großen Teile transalbingische Sueven mit einigen nördlicheren Völkerschaften waren, die beschlossen hatten, ihre alten Wohnsitze aufzugeben und sich neue zu suchen, von denen aus die Überholung römischer Provinzen leichter zu bewerkstelligen war . . . und die sich dann — nach dem Beispiele, das die Germanen früher nach Überschreitung des Rheins boten — den neu angenommenen Namen „Alemannen“ gaben.) Der Ausdruck „imitari priores Germanos“ bezieht sich zweifellos auf den Schluß des 2. Kap. der taciteischen Germania. Beatus Rhenanus stimmt auch hier mit der neueren Forschung überein, nach welcher die Alemannen dem suevischen Stamme angehört und sich von dem großen Volke der Semnonen abgezweigt haben.

Die dem Werke Clüvers beigegebenen sehr sorgfältig ausgeführten Karten bedürfen natürlich einer Verbesserung nach dem heutigen Stande der Wissenschaft. Von den vielen blattgroßen Abbildungen, die den Kulturzustand der Germanen zur Zeit des Tacitus vor Augen führen sollen, sagt aber Müllenhoff (D. A. Bd. 4, S. 569), daß durch sie die gewöhnliche Vorstellung von der Tracht und dem Aussehen der Germanen festgestellt ist, und er will damit zweifellos ausdrücken, daß die Forschungen bis auf ihn an der Auffassung Clüvers nichts auszusetzen hatten.

Neben der überragenden Größe Clüvers treten andere Erscheinungen seines Zeitalters, mögen sie an sich auch von tüchtigen Kräften ausgegangen sein, völlig in den Hintergrund. Die Sammlungen Melchior Goldasts „Suevicarum rerum scriptores aliquot veteres“ (1605 mit einer Chronik „de origine Suevorum“) und „Rerum Alamannicarum scriptores aliquot vetusti“ (1606) waren nicht nur für die heimische Landesgeschichte, sondern auch — namentlich das letztgenannte Buch — für germanische Sprachwissenschaft und das Schrifttum von Belang. Matthias Quad gab 1609 eine Beschreibung des „gegenwertigen, alten und ohralten Stands Germaniae“ unter dem begeisternden Titel „Teutscher Nation Herligkeit“ heraus. Als vereinzelt dastehende, das mythologische Gebiet streifende Schrift sei die „Irmensula Saxonica“ des Heinrich Meibom (1612) genannt. Selbst die Not des 30jährigen Krieges hat die Tätigkeit für germanisches Altertum nicht völlig unterbunden, wenn auch für eine geraume Zeit wirklich Hervor-

ragendes nicht geleistet wurde, und das wenige, das sich hervorwagte, sozusagen unter dem Ausschluß der Öffentlichkeit erschien.

Völlig im Fahrwasser Clüvers segeln Joh. Mich. Dillherrs de historia priscae Germaniae (anscheinend 1637 geschrieben, aber erst 1718 mit dem folgenden zusammen veröffentlicht) und Joh. Heinr. Hagelganß' de prisca Germanorum aetate (erste Ausgabe 1635). Das Lob, das Clüver der germanischen Religion zollt, findet sich, wie mir scheint, in erweitertem Maßstabe bei Hagelganß. Die Überlieferung, daß die Germanen ihre Gottheiten für so hochstehend hielten, daß sie sie nicht nachzubilden wagten, veranlaßt ihn zu dem Ausrufe: „Magna vox ab Ethnicorum schola, o! ubi sumus Christiani! ab Ethnicis vincimur." (Hohe Stimme aus der Schule der Heiden, o! wo befinden wir Christen uns, von den Heiden werden wir besiegt!)

Eine berühmt gewordene Provinzial-Chronik und Landeskunde darf ich hier nicht übergehen, weil sie sich auf breitester Grundlage erhebt und dem germanischen Altertum große Beachtung schenkt. Es ist die 1652 von Caspar Dankwerth herausgegebene „Neue Landesbeschreibung der zwei Herzogthümer Schleswig und Holstein". Die in ihr enthaltenen von Johann Meyer in zehnjähriger Arbeit verfertigten 40 Karten haben Weltruf erlangt und sind auch in holländische, französische und selbst spanische Atlanten übergegangen. Das Werk beginnt, wie zu jener Zeit selbstverständlich, mit einer genauen Zergliederung des Noahschen Stammbaums, weicht dann aber in mancher Beziehung von Clüver ab. Hatte Clüver aus dem Tuisto des Tacitus „Tuitso" gemacht, um die Urform für „Teutsch" zu finden, so macht Dankwerth „Tuito" daraus, um den Stammbaum der Deutschen oder Germanen an Dodanim, den Urenkel Noahs, anschließen zu können. Von Elisa läßt er die Hellenen, von Gomer, dem Sohne des Ascenaz, die Kimbern, von Kitthim die Kelten ausgehen. Kelten und Germanen werden also im Gegensatz zu Clüver wieder voneinander getrennt. Es folgt dann eine ausführliche Besprechung der germanischen Völker, der Hauptsache nach im Sinne des Tacitus, doch werden auch andere Quellen herangezogen. Interessant ist u. a. die Erklärung des Namens Longobarden, der aus „Lün" und „Bard" — Wasser — zusammengesetzt sei. Lün sei die Ilmenau, ein „alter Historicus Hermannus Cornerus habe berichtet, daß die alte Stadt Bardewick erbawet sey an dem Flusse Lünow". Lün kehre im Hessischen als Lahn wieder. Dann haben die „Welschen Langbardi oder Longbardi formieret mit dem eingeschobenen G". Die Thüringer leitet Dankwerth von den Cheruskern, die Alemannen von den Hermunduren ab. Die letztere Angabe kommt insofern der

Wahrheit nahe, als beide Völker dem suebisch-herminonischen Stamme angehören. In Übereinstimmung mit Clüver trennt er die an der Weichsel wohnenden Goten von den nördlicheren Goten in Schweden — natürlich zu Unrecht. Über die Fortdauer des gotischen Einflusses in Spanien berichtet Dankwerth: „Die Gothen in Hispanien haben noch die Oberhandt in dem großen Königreiche, und ob sie wol vor etlich hundert Jahren von den Saracenen eine Zeitlang hefftig bedrenget worden, seynd sie doch wiederumb emporkommen, und haben endlich zu der Zeit Königs Ferdinandi des Großen den Rest der Mauren oder Saracenen gäntzlich unters Joch gebracht. Noch heut zu Tage sollen ihnen die Edelen in Spanien zu hohen Ehren ziehen, wann sie ihre Ankunfft von den Gothen herzuführen wissen." — Ein Kapitel über die Sitten der alten Teutschen schließt den Bericht über die Germanen ab. Im folgenden finden sich aber noch ausführliche Berichte über die Bekehrung der heidnischen Vorfahren zum Christentum, wie auch über die Eroberung Englands durch Angeln und Sachsen.

---

Um jene Zeit macht sich der erste scharfe Widerspruch gegen die Lehre Clüvers geltend, die Germanen aus Asien abzuleiten. Hugo Grotius schreibt 1655 in den Prolegomena seiner Sammlung „Historia Gothorum, Vandalorum et Langobardorum", die außer Prokop, Jordanes und Paulus Diaconus noch viele andere Zeugnisse für die Herkunft der Goten usw. aus Schweden bringt: „A domestica antiquitate ac magnitudine antequam ad res externas me transferam, iterum ad certamen me vocat intrepidus ille omnium, quae ipsi collibita sunt, asservator et sub antiquae Germaniae titulo novator maximus, ut qui Gothos, Vandalos, Langobardos contra manifestum consensum indigenarum externorumque, contra validiora etiam rerum quam hominum testimonia neget in Scandzia fuisse." (Vom heimischen Altertum, von heimischer Größe soll ich mich äußeren Dingen zuwenden, wiederum ruft mich zum Streite jener kühne, über alle Maßen eigenwillige Neuerer, der in seiner Germania antiqua die schwedische Heimat der Goten usw. gegen alle sicheren Berichte heimischer und fremder Geschichtschreiber und selbst gegen vollgültige Beweise der Geschichte leugnet.) Wie lange vor ihm Beatus Rhenanus von „Träumereien" des Berosus sprach, so verfährt jetzt Grotius Clüver gegenüber.

In dem zu Hamburg 1611 geborenen Gelehrten Joh. Friedr. Gronovius (gest. 1672) fand Grotius einen, wenn auch nur bescheidenen Sekundanten in der Abwehr der Lehre Clüvers. Seine kleine

Schrift „dissertatio de Gothorum sede originaria adversus Philippum Cluverium" bekundet schon durch ihren Titel ihre Richtung. „E patria itaque sua haec nomina attulerunt, quae etiamnum Gothia dicitur et vera atque unica Gothia semper fuit, ex qua etiam haud dubie profecti coloni illi, quos Gothones Tacitus dicit, loca ea tenentes, ubi nunc Borussia est: ibique originariam Gothorum sedem perperam collocat Cluverius." (Aus ihrem Vaterlande, das noch jetzt Gotland heißt und das immer das wahre und einzige Gotien gewesen ist, haben sie ihre Namen mitgebracht, und von dort sind auch ohne Zweifel jene Kolonisten ausgewandert, die Tacitus die Gothonen nennt und die ihre Wohnsitze dort aufschlugen, wo jetzt Preußen liegt: und dorthin [nämlich nach Preußen] verlegt Clüver irrigerweise den Ursitz der Goten.) Diese kleine Abhandlung ist erst von dem Enkel des Verfassers, Abraham Gronovius, 1739 veröffentlicht und dem Sammelbande „Varia geographica" einverleibt worden.

Eine weitere Schrift, die sich für die Heimat der Germanen in Deutschland ausspricht, ohne sich doch ausdrücklich gegen Clüver zu wenden, ist die des Joh. Strauch „de indigenatu Germanorum" (1650, Neudruck 1727). Der Verfasser untersucht und billigt darin die von Tacitus genannten Gründe.

---

Der bedeutendste Forscher auf unserem Gebiete war damals ohne Zweifel Hermann Conring (geb. 1606 zu Norden, gest. 1681 zu Helmstedt). Conring war ähnlich vielseitig gebildet wie Leibniz, ohne doch dessen überragende Bedeutung zu erreichen. Ich möchte ihm etwa die Stellung einräumen, die ein Jahrhundert später Justus Möser einnimmt. Auch er hat von der Stätte seines Wirkens, Helmstedt, aus — wie Möser von Osnabrück aus — Licht zu verbreiten gesucht über die germanische Vergangenheit, und er ist so vom kleinsten Punkte zum Ganzen gelangt. Das Büchlein heißt: De antiquissimo statu Helmstadii et viciniae conjecturae (1665). Hier kommt in erster Linie seine Schrift „de habitus corporum Germanicorum antiqui ac novi causis" in Betracht, die mir in der 3. Auflage, 1666, zur Verfügung steht.

Der Verfasser beginnt mit der Untersuchung der Frage, ob den Germanen der frühesten Zeit eine „übermenschliche" Größe zuzusprechen sei. Am Anfange der Kultur ständen nach dem Berichte des Saxo Grammaticus die riesigen Steindenkmale. Saxo schreibt sie den Dänen, Conring aber einem Stamme zu, der vielleicht noch in vorgermanischer

Zeit im Norden gelebt habe. „Quantumvis autem Gigantes hic terrarum habitaverint, Germanico tamen sanguine illos fuisse ortos, non certo constat“ (S. 10). Conring beweist damit ein treffenderes Urteil als Eccard (de origine Germanorum, 1750), der z. B. die Stonehenge bei Salisbury den Sachsen zuschreibt. Die „gigantea corpora“ der Germanen werden von Conring auf das richtige Maß reduziert. So habe z. B. Rolands Grab die Sage, die den Helden Karls des Großen als Riesen bezeichnet habe, Lügen gestraft. Allerdings muß Conring zugeben, daß die Germanen die Süd-Völker an Größe übertroffen haben.

Als Grundlage für sein Thema nimmt Conring natürlich der Hauptsache nach die Angaben des Tacitus und stellt seiner Gegenwart die Germanen vor 1600 Jahren gegenüber.

Nach des Verfassers Meinung verändern Luft (Klima) und Örtlichkeit nicht so sehr das einheitliche Aussehen eines Volksstammes wie die Heiraten zwischen Personen verschiedener Nationalität. „Ut igitur olim ex pàri connubio — wie Tacitus berichtet — idem habitus, quidni ex dispari dispar sensim invaluerit?“

Der Hauptgrund für die Veränderung und Schwächung des germanischen Körpers sei aber die völlig veränderte, dem Wachstum und der harmonischen Ausbildung aller Kräfte durchaus nicht förderliche Lebensweise. Conrings Ausführungen berühren sich hier mit den modernsten Schriften über „Rassenverbesserung“ und „Rassenhygiene“, und die Vorkämpfer der Antialkoholbewegung und der Mäßigkeitsbestrebungen auf sexuellem Gebiet (s. Hans Wegener) würden ihre helle Freude an dieser so weit zurückliegenden Schrift haben. Daß aus dem ganzen Zusammenhange die modernen Gedanken einer „präventiven Pädagogik“ (s. Emil Pilz „Bodenständige Pädagogik“, 1903) hervorleuchten, erscheint selbstverständlich.

Conring hat mit seiner Beweisführung, die sich den Worten des Tacitus — die Germanen als sincera et tantum sui similis gens — anschließt, einen höchst wertvollen Doppelgänger in Georg Caspar Kirchmajer, der sich in seinem Germania-Kommentar (1664) folgendermaßen äußerte: „Ceterum exinde utilissimam autor doctrinam nobis inculcavit: non esse videlicet exterarum gentium connubiis facile miscendum sanguinem. Quid enim sinceri, quid proprii et sui similis isthac servari consociatione possit, nemo non videt. Commune alioquin et verum illud verbum est:

Si vis nubere, nube pari.

Quod si de statu, annis et qualitate personarum valet, quidni iure multum potiori etiam de patria? Extera loca, mores exteros, extera vicia, religionem exteram, et quid non denique inferunt? Sane ipsum cum corpore mutant animum ac depravant.“ (Im übrigen hat der Verfasser — Tacitus — uns damit eine höchst nützliche Lehre eingeschärft, die nämlich, daß man das Blut nicht leichtsinnig mit Angehörigen fremden Stammes vermischen dürfe. Jedermann kann sich leicht vorstellen, wie sich wohl durch eine auf eine solche Weise geschlossene Vereinigung Reinheit, dauernde Eigenschaften und kernhaftes Wesen erhalten sollen. Allgemein gebräuchlich ist jenes wahre Wort: Wenn du heiraten willst, heirate einen dir gleichen. Und wenn das schon für den Wuchs, das Alter und die Eigenschaften einzelner Personen gilt, mit wieviel größerem Rechte erst für das ganze Vaterland! Fremde Verhältnisse und Sitten, fremde Fehler und Religionen werden eingeschleppt. Sicher ändert und verdirbt man dadurch zugleich mit dem Körper auch den Geist.)

Die 200 Jahre später durch Gobineau begründete Rassenlehre kann in dieser Kürze kaum mit größerer Treffsicherheit ausgesprochen werden.

Es ist wohl nicht ausgeschlossen, daß Conring die erwähnte Stelle des Kommentars Kirchmajers beeinflußt hat. Ob dies auch auf einen zweiten Kommentar zutrifft, den Joh. Freinsheim 1640 herausgegeben hat, dürfte fraglich sein, weil, dem Titel nach zu urteilen, hier die Neubearbeitung einer älteren Ausgabe (Matth. Berneggers) vorliegt. Dieser Kommentar knüpft an die Germania 167 „quaestiones“ (Fragen), deren zwölfte lautet, ob man die Ehen mit Fremdstämmigen nicht einfach gesetzlich verbieten könne (An alienigenarum connubia legibus prohibenda). Einerseits würde der Staat durch solche ungleiche Heiraten geschädigt (. . . respublica foedari solet), zweitens würde das Volk selbst durch Verunreinigung des Blutes dem Sittenverfall ausgesetzt sein.

Beachtenswert ist, daß dieser wertvolle Gedanke fast gleichzeitig in mehreren Köpfen lebendig wurde.

Die Gegenwart erkennt in der Beschränkung der weißen Rasse (also in ihrer ursprünglichen Reinheit) auf Schweden, Dänemark und Norddeutschland einen der stärksten Beweise für die nordische Herkunft der Germanen, und auch diesem Gedanken haben Kirchmajer und Freinsheim nicht ferngestanden, wenn jener auch verschiedene Ansichten vorträgt. Freinsheim erklärt die Auswanderung aus Schweden als „non minus probabilis“.

Während des unseligen 30jährigen Krieges und noch weit darüber hinaus war dem völkischen Gedanken ein wertvoller Rückhalt in den

der Pflege deutscher Sprache und deutschen Schrifttums dienenden Gesellschaften beschieden. Zwei unter ihnen haben sich besonderer Berühmtheit erfreut: die 1617 auf Anregung des damaligen Fürsten von Anhalt-Köthen gegründete Fruchtbringende Gesellschaft und die 1643 von Philipp von Zesen gegründete Teutsch gesinnte Gesellschaft, der u. a. der berühmte Hans von Moscherosch angehörte. Philologische Untersuchungen — auch nach der geschichtlichen Seite hin — liegen allerdings unserem Gebiete ferner, aber die auf Anregung dieser Gesellschaften geschaffenen Arbeiten über die deutsche Sprache sollen doch nicht unerwähnt bleiben, weil sich in ihnen zugleich eine Rückkehr zum deutschen Leben bekundet. Dies sind besonders: Ausführliche Arbeit von der teutschen Haubt-Sprache von Georg Schottelius (1663), Unterricht von der Teutschen Sprache und Poesie von Daniel Georg Morhof (1682), und der Teutsche Sprachschatz von Caspar Stieler (1691). Es finden sich in manchen der damaligen Arbeiten (z. B. bei Morhof und in Sigmund von Birkens „Chur- und Fürstlicher Sächsischer Helden-Saal", 1677) Hinweise auf die „Ankunft der Griechen und Italer von den Teutschen", die dadurch bestätigt würde, „daß jener ihre Sprachen von dieser hergestammet seyen". Ähnliche Klänge finden wir schon bei den ersten Germanisten, wie Irenicus usw., sie machen wohl dem nationalen Sinne ihrer Urheber alle Ehre, haben aber doch durch die vergleichende Sprachwissenschaft schon seit einem Jahrhundert ihre Beweiskraft eingebüßt. So hielten auch einige französische Gelehrte des 16. Jahrhunderts die gallische (keltische) Sprache für die Mutter der griechischen. Das aber darf man sagen: es liegt hier wie dort eine richtige Ahnung vom Zusammenhang der Sprachen vor.

---

### b) Die Germanenforschung in Skandinavien.

Verhältnismäßig spät scheinen die Wirkungswellen der Clüverschen Theorie Skandinavien erreicht zu haben, was um so auffallender ist, als die heimische Altertumsforschung Dänemarks und besonders Schwedens bis ins 18. Jahrhundert hinein den Eindruck unbedingter Geschlossenheit und Bodenständigkeit machte, die schon ganz aus sich selbst die Ablehnung des Glaubens an eine asiatische Herkunft der Germanen voraussetzen mußte.

Und doch: mußte man nicht schon wohl oder übel mit einer germanischen Einwanderung in Skandinavien rechnen, wenn man auf die biblische Überlieferung, die das ganze Menschengeschlecht aus Asien

hervorgehen ließ, nicht völlig verzichten wollte? Wirkte ferner die Autorität des nach-klassischen und teilweise schon christlich beeinflußten Altertums nicht geradezu erdrückend? Zugegeben, daß manche Geschichtschreiber sich doch nicht völlig aus diesem Banne haben lösen können, so bleibt doch bei ihnen so viel eigenes Leben bestehen — eine ungeheure Sammlung der Geister —, daß die Frage nach der ursprünglichen Herkunft der Germanen als etwas beinahe Nebensächliches aus den Darstellungen auszuscheiden scheint und lediglich das eigene Kulturbewußtsein in den Mittelpunkt der Darstellung gerückt wird. Der politische Aufstieg Schwedens begünstigte ohnehin das Interesse an der glanzvollen Vergangenheit, das unter anderm auch aus dem Umstande hervorleuchtet, daß die Anfänge der Sammlung vaterländischer Altertümer zu Stockholm bis auf etwa 1670 zurückgehen.

So stark war das Kulturbewußtsein ausgeprägt, daß spätere Zeiten die Berechtigung desselben in Zweifel zogen. Man hat der älteren skandinavischen Urgeschichtsforschung den Vorwurf gemacht, daß sie der Phantasie zu großen Spielraum gewährt habe. Und doch: welcher Unterschied besteht z. B. zwischen jener Forschung und den sogenannten Forschungen Guidos von List, die in unseren Tagen so viele Kreise in ihren Bann ziehen! Während dieser der Hauptsache nach zumal bei den Etymologisierungsversuchen doch nur mit Phantasien arbeitet, konnten die Skandinavier jederzeit mit W i r k l i c h k e i t e n, mit tatsächlich vorhandenem Material rechnen, und sie versahen sich höchstens in der „Perspektive", d. h. in der chronologischen Einordnung desselben. Das bezieht sich namentlich auch auf die Runenforschung, soweit sie zeitlich unschwer festzustellende Dokumente allzuweit ins graue Altertum zurückdatierte. Mit Recht hat man von jeher in Dänemark wie in Schweden der Runenkunde die liebevollste Pflege angedeihen lassen, geben doch die vorhandenen Inschriften nicht nur über geschichtliche Tatsachen Aufschluß, sie gewährten auch einen tiefen Einblick in die geistige Kultur des altgermanischen Nordens. Ich stehe nicht an, die „F a s t i  D a n i c i" (altdänisches Kalenderwesen) des O l a u s  W o r m i u s (zweite Auflage 1643) für eines der bedeutendsten kulturgeschichtlichen Werke auf dem Gebiete der nordischen Altertumskunde zu erklären. Die hier mitgeteilten Belege zeigen, daß den Germanen noch vor dem Eindringen der südlichen Kultur die astronomische Bestimmung des Sonn- und des Mond-Jahres und der bis jetzt sogenannte Metonische 19jährige Mondzyklus (immer nach 19 Jahren fallen die Mondphasen auf dieselben Daten) bekannt waren. Dr. Ludwig Wilser hat im 2. Bande seiner „Germanen" (1914) die sich aus der Runenforschung ergebenden Resultate unter Berück-

sichtigung fast der gesamten einschlägigen Literatur zusammengestellt, und seine Ausführungen, die in vielen wissenschaftlichen Beziehungen den Germanen die Priorität vor dem klassischen und orientalischen Altertum zusichern, sind so beweiskräftig, daß sie meines Erachtens überhaupt nicht zu widerlegen sind. So hat denn auch Olaus Wormius eine bahnbrechende, aufklärende Arbeit geleistet, und seine Verdienste um die Altertumsforschung werden dadurch nicht geschmälert, daß er in seiner ersten Schrift (Runer seu Danica literatura antiquissima) die Runen aus dem hebräischen Alphabet herleitet, dabei aber doch mit Olaus Magnus zugibt, daß die Runen wenigstens älter als die römischen und griechischen Schriftzeichen sein müssen. Die Runen haben sich in Skandinavien bis in die Neuzeit hinein erhalten; vergleiche darüber den Aufsatz über die Runenschrift von Johanna Mestorf im 4. Jahrgang (1894) der Kieler „Heimat", S. 15 ff. Auf Island wurde der Gebrauch der Runenschrift erst 1639 unterdrückt. Bald darauf entdeckte der Bischof Brynjulf Sveinsson den „Codex regius" der sog. sämundischen Edda — gleichsam ein Symbol dafür, daß germanisches Gut nicht verloren gehen soll. Schon Olaus Wormius bezog sich in der 2. Auflage der „Runer", 1651, zweimal auf die Edda. Vollständige Teile der Edda (darunter Gylfes Verblendung, Völuspa und Havamal) mit lateinischer Übersetzung gab jedoch erst 1665 Petrus Resenius zu Kopenhagen heraus.

Am härtesten wurde durch das Urteil späterer Zeit der schon genannte Olaf Rudbeck getroffen, der in seinem umfangreichen Werke „Atland eller Manheim" (Upsala, 1. Bd. 1679, 2. Bd. 1689, 3. Bd. 1698, der 4. Bd. wurde von seinem Sohne 1720 herausgegeben) Schweden als die Atlantis Platos und Ursitz aller menschlichen Kultur dargestellt hat. So schrieb z. B. Dr. Wachler (Geschichte der historischen Wissenschaften, 1812, S. 943): „Wenn O. R. in seinen gelehrten, angeblich historischen Phantasmen die Zeitgenossen hat äffen wollen, so ist es doch fürwahr kein preiswürdiger literarischer Zeitgeist, der so vielen Kraftaufwand für einen gelehrten Scherz zuläßt." Dr. L. Wachler ist anscheinend durch Friedr. Rühs beeinflußt worden, der in der Einleitung zu seiner „Geschichte Schwedens" auf Grund einer Notiz der Allg. deutschen Bibliothek IX mitteilte, Rudbeck habe in Gesellschaften gar kein Geheimnis daraus gemacht, daß er durch seine Atlantik andere nur zum besten haben wollte. Bei dem großen Ernst, der der nordischen Geschichtsforschung sonst eigen ist, darf man an der Wahrheit dieser Mitteilung billig zweifeln.

Neuere Autoren, wie Rudolf von Raumer und Hans Hildebrand, haben wenigstens die Vaterlandsliebe Rudbecks anerkannt, wenn sie sich

sonst auch gegen ihn ablehnend verhielten. Als erster hat dann wohl Karl Penka in seiner „Heimat der Arier" (1886) den positiven Gehalt des Rudbeckschen Werkes aufgedeckt. „Es kann nicht geleugnet werden", heißt es daselbst, „daß R. eine Reihe von Stellen in den griechischen und römischen Schriftstellern richtig auf die skandinavische Halbinsel bezogen und dadurch manchen schätzenswerten Beitrag für die richtige Auffassung der vorhistorischen Völkerbewegungen geliefert hat. Es muß auch anerkannt werden, daß er nicht bloß literarische Zeugnisse zum Beweise seiner Theorien herangezogen, sondern daß er auch die anthropologischen Tatsachen entsprechend gewürdigt und für seine Zwecke benutzt hat." Hierfür hat Penka folgende zwei Sätze als besonders beweiskräftig angeführt: „Hic addi potest non invalidum ab experientia testimonium. Namque homines quoscumque vertice et ore nigros vulgus nostrum facillime pro Germanis habet; Itali enim vel Galli parcius adhuc innotuerunt. In Germania vero color hic capillarum longe vulgarissimus." (Dazu kommt ein nicht unwesentlicher Erfahrungsbeweis. Denn bei uns zu Lande — also in Schweden — wird man Menschen, deren Haupt- und Barthaare dunkle Färbung aufweisen, gemeinhin als Deutsche ansprechen, denn Italiener oder Franzosen sind bis jetzt weniger bei uns bekannt. In Deutschland ist aber diese Haarfärbung die bei weitem verbreitetste.) Ferner: „Semper et quidem totius orbis consensu Sueones et Gothi flavis suis crinibus tamquam nota maxime genuina a reliquis populis secreti fuerunt. Nam quo sunt gentes australiores, eo etiam nigriores in eis capillos observamus." (Immer, wie auch die ganze Welt zugibt, sind die Schweden und Goten durch ihre blonden Haare wie durch ein besonderes Echtheitsmerkmal von den übrigen Völkern gesondert gewesen. Denn je südlicher die einzelnen Völker wohnen, eine desto dunklere Färbung ihrer Haare können wir beobachten.)

Rudbeck hat sich selbst einen bedeutenden Rückhalt dadurch verschafft, daß er am Beginn des 2. Bandes aus seinem Freundeskreise [1]) Zuschriften und Rezensionen über den ersten Band veröffentlicht hat. Letztere bekunden die weite Verbreitung und die ernste Beachtung, die sein Werk fand; aus ersteren aber scheint mir in erster Linie hervorzugehen, daß Rudbeck gewissermaßen „primus inter pares" war, daß die

[1]) Besonderes Interesse verdient unter den Briefen wohl derjenige des deutschen Polyhistors D. G. Morhof, der u. a. schrieb: „Ego jam in juventute mea non absimilis argumenti colligere quaedam coepi librum aliquando concinnaturus cujus iste titulus: Mysterium Septentrionis. Sed jacuit per bene multos annos labor iste."

ganze Zeitrichtung in Schweden seiner Auffassung günstig war und die persönlichen und wissenschaftlichen Einflüsse hinüber und herüber spielten.

Ein anderes hierher gehörendes Werk ist mir bis jetzt nur durch eine Rezension in den „acta eruditorum“ bekannt geworden, es ist Georg Stiernhjelms „Anticluverius, sive scriptum breve Johanni (!) Cluverio Dantisco-Borusso oppositum; Gentis Gothicae originem et antiquissimam in Scandia vel Scandinavia sedem vindicans, ut et de Hyperboreis dissertatio brevis. Stockholm 1685.“ Der Titel besagt schon die Frontstellung gegen Clüver. Nach der Rezension scheint namentlich die Mißachtung der heimischen Quellen (Jordanes usw.) durch Clüver die Gegnerschaft des Verfassers hervorgerufen zu haben. Die Hyperboräer faßt der Verfasser als Skandinavier oder Schweden auf, mit denen schon die Griechen in Beziehungen gestanden hätten. (Gemeint sind wohl die bekannten Jahresgesandtschaften nach dem Apollo-Tempel auf Delos.) Das letzte Kapitel beschäftigt sich mit dem germanischen Weihnachts- oder Julfest als dem Fest der Wintersonnenwende. „Hiule manat“ übersetzt der Verfasser „mensis tropicus“.

Der damalige schwedische Reichsantiquar Olaus Verelius (1618—1682) verstieg sich nach Mitteilung Karl Penkas am Beginn einer Arbeit über die Heimat der Germanen zu der Äußerung, „daß derjenige, der daran zu zweifeln wagte, daß die Goten, die Rom eroberten, von Schweden ausgegangen seien, gesetzlich bestraft und daß demjenigen, der ihr hohes Alter herabzusetzen sich erdreistete, der Kopf mit Runensteinen eingeschlagen werden sollte“.

Und nicht nur im Norden, sondern bei fast allen Kulturnationen Europas hatte zu jener Zeit die Lehre, die den Ursprung der Goten als des hervorragendsten germanischen Volksstammes an Skandinavien knüpft, bedeutendes Gewicht. Johann Peringskiöld hat in seiner 1699 erschienenen Neu-Ausgabe der „Vita Theoderici“ des Joh. Cochlaeus, dem Titel-Zusatz entsprechend: „cum additamentis et annotationibus, quae Sveo-Gothorum ex Scandia expeditiones et commercia illustrant“ eine große Anzahl zeitgenössischer und älterer — bis ins Mittelalter zurückreichender — Stimmen zusammengetragen, die sich im gleichen Sinne aussprachen. Die beigefügten Belege stimmen inhaltlich im wesentlichen überein, weshalb es genügt, hier einige Titel aufzuführen:

Geschichtswerk des „Rodericus Toletanus“, ca. 1260,
das speculum historiale des Vincentius Bellovacensis (13. Jahrh.),
Miquel Carbonell, Chroniques de Espanya, 1547,

Pablo de Espinosa, historia, antiguedades y grandezas de Sevilla, 1627,

Diego Saavedra Fazardo, Corona Gothica Castellana y Austriaca, 1646,

Mauro Orbini Rauseo, Descrizzione della Scandinavia, 1601,

Nicoló Macchiavelli im 1. Buche seiner florentin. Geschichten,

Emanuel Tesoro, tractat del regno d'Italia — Vorrede — (1. Hälfte des 17. Jahrh.),

Guilleaume de Casel, mémoire de l'histoire de Languedoc, 1633,

Riccardi Bartholini Perusini, de bello Norico, ad divum Maximilianum Caes. Ang. Austriados Libri XII, cum Scholiis Jacobi Spiegelii, 1515,

Joh. Ludovici Gothofridi Inventarium Sueciae, 1632,

Rob. Sheringham, de Anglorum gentis origine.

Dieses ist, wie bereits angedeutet, nur eine Auswahl.

Ferner sei auf die in Dr. Ludwig Wilsers „Germanen", Bd. II, S. 101 ff. zitierten Quellen hingewiesen.

Der Text der meisten hier genannten Werke läßt auf Bekanntschaft mit Jordanes, der Urquelle, schließen, aber „tantae molis erat", daß seiner Lehre erst im 17. Jahrhundert so zum Siege verholfen werden konnte, daß sie fast zum Gemeingut aller Geschichtschreiber wurde. Von deutscher Seite möchte ich aus jener Zeit die von C. S. Schurtzfleisch und Joh. Bering[1]) gemeinsam verfaßte Abhandlung über die „res sueo-gotthicae" erwähnen, die 1678 zu Wittenberg erschienen ist und jetzt völlig unbekannt sein dürfte. Die Schrift stellt die Ursprünge und Heerfahrten der aus Skandinavien stammenden Goten nach den vorhandenen Quellen zusammen und bringt auf der 26. Textseite einen sehr bemerkenswerten, von Rutger Hermannides überlieferten Ausspruch des Kaisers Karl V., nach welchem fast der gesamte europäische Adel aus Skandinavien sich ableiten läßt. („Ut recte dixerit Augustissimus Imp. Carolus V. Omnem ferme Europae nobilitatem ex Scandia Gothiaque derivari. Cujus sententiae, licet paulo aliis verbis conceptae, meminit Rutg. Hermannides p. 416. Propter hanc causam Jornandes Gothici sanguinis nobilitatem significanter expressit, de reb. Get. p. 126" — dies nach der Lindenbrogschen Ausgabe v. 1611.)

War es nach alledem eine Überhebung, wenn im Jahre 1688 Matthaeus Praetorius sein großes, die gotische Geschichte

[1]) Nicht zu verwechseln mit Vitus Bering, dem Verfasser des Florus Danicus.

behandelndes Werk „Orbis gothicus“ (der gotische Weltkreis) nannte? Dennoch rückt der Verfasser von Jordanes und Rudbeck ab und verquickt die sarmatische Geschichte mit der gotischen. Auch in einem weiteren, 1691 zu Kiel erschienenen Werke, dessen Titel geradezu auf Rudbecks Einfluß schließen läßt (Prodromus Atlanticae von Joh. Dan. Major), kommt doch ein gegensätzlicher Standpunkt zum Ausdruck, wie schon aus der Überschrift des 14. Kapitels hervorgeht: De migratione eorum (scil. Cimbrorum vel majorum nostrorum) ex Asia ad mare Balthicum.

Im übrigen ist Rudbecks Ruhm nur ganz allmählich verblaßt. Die von Leibniz, der doch Rudbecks wissenschaftlicher Gegner war, mitredigierten Leipziger „Acta eruditorum“ brachten 1702 eine Besprechung des in demselben Jahre erschienenen Werkes von Thomas Campanius „Kort Beskrifung an Provincien Nya Sweriga uti America som nu för tyden af the Engelscke Pallas Pensylvania“, das auf die Entdeckung Amerikas durch die Normannen hinweist[1]) und noch völlig im Geiste Rudbecks gehalten zu sein scheint. Darauf läßt folgende Bemerkung schließen: „Capite secundo modum et tempus docere pergit, quibus America Europaeis primum innotuerit. Et Columbi quidem ac Americi Vesputii itinera, tamquam nostris temporibus propiora certioraque postquam descripsit, eorum recenset, sed non approbat sententiam, qui a navibus Salomonis Americam aditam esse dicunt; ut nec illorum, qui Platoni et Diodoro Siculo sub nomine Atlantices memoratam fuisse existimant; multo verius statuisse ratus clarissimum Rudbeckium in Atlantica sua, hanc non aliam esse quam Sueciam.“ (Im 2. Kapitel untersucht der Verf., unter welchen Verhältnissen und zu welcher Zeit Amerika den Europäern zuerst bekannt wurde. Nach Beschreibung der Reisen des Kolumbus und des Amerigo Vespucci, die ja bekannt sind, weil sie der Gegenwart näher liegen, erwähnt er — unter Ablehnung — die Ansicht, nach welcher Amerika schon von den Schiffen Salomos aufgesucht worden sein soll, sowie jene, die in der Atlantis des Plato und des Diodorus

[1]) „Tandem operose id agit, ut probet, sub finem seculi X post Christum natum, quinque diversis vicibus, terrarum harum septentrionalium incolas in Americam navigasse, et ab iis tunc vocatam esse Vinland thet goda, uch Scrälinge-Land.“ Die historia Vinlandiae antiquae des Thormodus Thorfaeus (1705 erschienen) war demnach nicht das erste Werk auf diesem Gebiete. Als weiterer Vorgänger ist Hugo Grotius zu nennen, dessen Dissertation „de origine gentium americanarum“, 1642, wie Haelschner in der Allg. Deutschen Biographie bemerkt, den Nachweis liefern sollte, daß Nordamerika von Norwegen aus bevölkert sei.

Siculus eine Erwähnung Amerikas erkennt. Viel richtiger habe der hochberühmte Rudbeck in seiner Atlantica geurteilt, daß diese [Atlantis] nichts anderes als Schweden sein könne.) An Dr. Wilsers Lehre vom „nordischen Schöpfungsherd" erinnern die Sätze: „Cap. III de Americanarum disquirit origine, et qua via reliqua animantia in novum orbem devenisse censenda sint. Multorum conjecturis perpensis, verosimillimum sibi videri fatetur, terrestri itinere sub Polo Arctico id factum esse, consentientibus Geographis ferme omnibus, illic antiquo orbi novum cohaerere, homines autem non uni originem debere nationi, sed forma, statura, sermone, moribus, politia diversissimos esse, luculenter evincentibus." (Das 3. Kap. untersucht den Ursprung der Amerikaner, sowie die Frage, auf welchem Wege wohl die übrigen Lebewesen nach der neuen Welt gekommen sein mögen. Nach eingehender Besprechung vieler Meinungen kommt der Verfasser zu dem Wahrscheinlichkeitsschlusse, daß dies nur auf dem Landwege unterhalb des Nordpols geschehen sein könne. Fast alle Geographen stimmten in klaren Ausführungen darin überein, daß dort die alte und die neue Welt zusammenhängen, den Menschen aber dürfe kein einheitlicher Ursprung zugeschrieben werden, denn alle seien, was Aussehen, Gestalt, Sprache, Sitten und Staatsform betrifft, im höchsten Grade untereinander verschieden.) Mag auch hier manches „Konjektur" sein, so bleibt doch der Zug vom Norden — sowohl für Europa als auch für Amerika — als durchaus moderne Anschauung bestehen. Daß sich in der Rezension kein Wort der Einschränkung oder des Tadels findet, verdient besonders hervorgehoben zu werden.

---

## 4. Gottfried Wilhelm von Leibniz und sein Zeitalter.

„Wann wir nur etwas mehr als bißher Teutsch gesinnet werden wolten, und den Ruhm unserer Nation und Sprache etwas mehr beherßigen möchten, als einige dreyßig Jahre her in diesem gleichsam Frantzösischen Zeit-Wechsel (periodo) geschehen, so könnten wir das Böse zum Guten kehren, und selbst aus unserm Unglück Nutzen schöpfen."
Leibniz (1697).

Diese große Bewegung, die die skandinavische Gelehrtenwelt ergriffen hatte, ist also in erster Linie auf die allenthalben Widerspruch weckende Lehre Clüvers zurückzuführen. Wie hat nun die skandinavische Geschichtsforschung auf Deutschland zurückgewirkt? Der bedeutendste Führer in allen Geisteswissenschaften war damals Gottfried Wilhelm von Leibniz (geb. 1646 zu Leipzig, gest. 1716 zu Hannover). Der zeitlichen Folge würde es allerdings mehr entsprechen, wenn hier zunächst über das berichtet würde, was Leibniz zum Lobe der deutschen Sprache geschrieben hat. Um den Zusammenhang zu wahren, greife ich jedoch eine Schrift heraus, die erst nach Leibnizens Tode (in Fellers „Monumenta inedita") erschienen ist: De origine Germanorum, seu brevis disquisitio, utros incolarum Germaniae citerioris aut Scandiae ex alteris initio profectos verisimilius sit judicandum. Sie enthält im besonderen Sinne eine Auseinandersetzung mit Rudbeck und den ihm verwandten schwedischen Gelehrten, doch erschöpft sich das Thema nicht in dieser Abhandlung, man findet auch weitere Belegstellen in Leibnizens Briefen usw. (s. auch Fellers „Otium Hanoveranum"). Wenn sich Leibniz auch ehrlich als Gegner Rudbeckscher Ansichten bekennt, so geschieht das doch keineswegs in so gehässiger Weise, wie sich oft Germanisten im 19. und 20. Jahrhundert gegenseitig bekämpft haben. Im Gegenteile: „Equidem egregiam Suedorum operam in

eruendis antiquitatibus mirifice laudo, et agnosco interdum falsas etiam vel incertas opiniones utiles esse hominibus ad praeclara excitandis.“ (Ich bewundere außerordentlich die Mühe, der sich die Schweden für die Erforschung ihrer Altertümer unterzogen haben, und ich erkenne gern an, daß selbst irrige oder unsichere Meinungen die Menschen zu Außerordentlichem anfeuern können.) Der Schlußsatz lautet: „Caeterum haec quae contra doctorum quorundam apud Suedos virorum sententiam diximus, nolim accipi, tanquam ex animo in Suedos iniquo profecta; nam meritissimae gentis ornamentis libens faveo, et gloriam Hyperborei nominis Sternelmio et Rudbeckio, emissasque Gothorum colonias Jornandi Grotioque non illibenter concedam, tametsi viris doctis cavendum censeam, ne dum quicquid uspiam inclytum est, levibus et pene Goropianis argumentis ad suae gentis decus trahunt, etiam veris fidem demant.“ (Ich möchte keinesfalls, daß etwa das, was ich hier gegen die Ansichten einiger schwedischer Gelehrter vorgebracht habe, als Ausfluß gehässiger Gesinnung gegen die Schweden ausgelegt würde; ich empfinde vielmehr Wohlwollen für die Zierden des höchst verdienstvollen Volkes, und ich würde auch nicht ungern dem Stjernhjelm und Rudbeck den Ruhm des hyperboreischen Namens und Jordanes und Grotius die Aussendung gotischer Kolonien zugestehen, aber ich möchte doch den gelehrten Herren zur Vorsicht raten, nicht alles, was in der Welt irgendwie berühmt ist, mit leichtfertigen und fast goropianisch anmutenden Beweismitteln dem Ruhme des eigenen Volkes zuzuschreiben und damit selbst dem als wahr erkannten den Boden zu entziehen.) „Goropianisch“ bezieht sich auf Goropius Becanus, der 1580 in den „Origines Antverpianae“ den Ursprung Antwerpens bis ins Paradies zurückgeleitet hatte.

Die Gründe, die Leibniz gegen die skandinavische Herkunft vorbringt, stützen sich 1. auf die biblische Überlieferung (Ante omnia autem assumo ex Scripturae Sacrae autoritate, homines ex Asia in Europam venisse), 2. auf die Angaben der antiken Schriftsteller (Contra Germanos, cum ab oriente utique huc venerint, ex Scythia potius et Ponti Euxini vicinia ad Danubium Rhenumque venisse, vel ideo credibilius est, quod certis testimoniis veterum constat in illis regionibus olim habitasse Germanicas gentes. — Daß dagegen die Germanen, als sie vom Osten bis zu ihrer jetzigen Heimat kamen, aus Skythien und den Nachbarländern des Schwarzen Meeres nach der Donau und dem Rhein gelangt sind, ist schon deshalb glaubhafter, weil aus sicheren Quellen der Alten hervorgeht, daß in jenen Gegenden einmal germanische Stämme gewohnt haben). Die Schweden seien

somit nur ihrer geographischen Lage, aber nicht der Zeit nach die äußersten Germanen. Außerdem würden sie sich, wie nach dem Süden, so auch nach dem Norden — in das Gebiet der Finnen usw. — verbreitet haben.

Die eingehende Untersuchung der schwedischen Geschichtswerke führt dann Leibniz zur genauen Unterscheidung zwischen gotisch, skandinavisch und germanisch. „Ego non video", lesen wir in einem in Fellers Otium Hanoveraneum abgedruckten Briefe, „cur magis nostra a Gothicis quam a Cimbricis sint petenda, aut cur non pro Gothico praestet antiquam radicem Germanicam vel Teutonicam nominare, cujus aliquando, apud Scandinavios et Islandos, aliquando apud Anglos, aliquando apud Gothos Ulfilae, aliquando apud Francos Otfridi, aut alibi vestigia extant, ne scilicet incertitudo totam inficiat operis structuram." (Ich sehe keinen Grund, warum wir unsere Geschichte mehr von den Goten als von den Kimbern ableiten sollen, oder warum es nicht doch besser wäre, auf eine alte germanische oder teutonische Wurzel zurückzugreifen, deren Spuren wir bald bei den Skandinaviern und Isländern, bald bei den Engländern, bald bei den Goten des Ulfilas, bald bei den Franken Otfrids verfolgen können, oder wo immer sich ihre Merkmale zeigen, wenn nicht schließlich doch die Unsicherheit den Bau des Werkes beeinträchtigt.) „Gotisch" will Leibniz nur auf die Sprache des Codex argenteus angewandt wissen, das andere (nordische) möge man skandinavisch nennen.

An anderer Stelle (von Eccard in den „Collectanea etymologica" mitgeteilt) erklärt sich Leibniz im Zusammenhang mit seiner „Skythen"-Theorie gegen die Abstammungslehre Clüvers: „Germanos a Dahis et Phrygiis derivatos et per Phrygios ab Ascenace, Gomeris filio, nullo argumento confirmatum video." (Daß die Germanen von Dahern und Phrygiern und auf dem Wege über die Phrygier von Ascenas, dem Sohne Gomers abstammen sollen, sehe ich durch keine beweiskräftige Quelle bestätigt.) Er fügt dann aber gleich darauf hinzu: „Pene omnem Europam multo ante bellum Trojanum haud dubie implebat gens, quae postea Graecis sub Celtarum nomine innotuit, et in Germanos Gallosque divisa fuit. Eam remotissimis temporibus ex Scythia venisse credibile est, paulatimque progressam versus meridiem et occidentem." (Ganz Europa bewohnte lange vor dem Trojanischen Kriege zweifellos ein Volksstamm, der den Griechen später unter dem Namen der Kelten bekannt war und in Germanen und Gallier geteilt wurde. Dieses Volk ist in weit zurückliegenden Zeiten wahrscheinlich aus Skythien gekommen und hat sich dann allmählich nach Süden und Westen hin verbreitet.) Nur dadurch,

daß Leibniz den Oberbegriff „Kelten" bestehen läßt, stimmt er mit Clüver überein, im übrigen bekennt er sich, wie aus dieser sehr wichtigen Belegstelle hervorgeht, zu einem germanischen Europa in vorgeschichtlicher Zeit.

Ein Zeitgenosse Leibnizens, der Bremer Gelehrte Joh. Heinrich Eggeling, vertritt in seiner Schrift „de vocabulo Germaniae" (1694) zwar auch den Standpunkt, daß die Germanen Abkömmlinge der Skythen sind, scheint aber doch den Ursprung aller verwandten Völker nach Nord-Europa zu verlegen: „Sufficiat itaque ex probatissimis scriptoribus scire, majores nostros ex vasto illo arctoi orbis spatio, quod . . . veteres Latini Scandinaviam . . ., Graeci Balthiam appellant . . . prodiisse." (Es möge daher genügen, aus den bewährtesten Geschichtschreibern zu erfahren, daß unsere Vorfahren aus jenem weiten Gebiete des nördlichen Erdkreises hervorgegangen sind, welches die alten Römer Skandinavien, die Griechen Balthien nannten.)

Als bedeutungsvoll möchte ich noch erwähnen, daß Leibniz in den Titanenkämpfen der griechischen Mythologie geschichtliche Vorgänge zu erkennen glaubte. „Ich habe mir immer vorgestellt", lesen wir in der Sammlung „Geist des Herrn von Leibnitz", 4. Teil 1777, „daß die Kriege der Titanen und Riesen mit den Göttern nichts anderes als die Einfälle der Scythen oder Celten in Asien oder in Griechenland bedeuten, welche von Königen regiert wurden, die man nachher Götter genannt hat." Hiermit möchte ich in Parallele stellen, was 1844 Hermann Müller in seinem Nordischen Griechentum, S. 265, und Wilhelm Lindenschmit 1846 in seinen Rätseln der Vorwelt, S. 34, über die Teutones (oder Teitanes?) quidam graece loquentes geschrieben haben. So kurz und anspruchslos der Satz Leibnizens erscheint, er wirft doch schon Licht auf eine Frage, deren endgültige Lösung im Sinne eines germanischen Europas wohl erst der Zukunft vorbehalten bleibt.

Für Leibnizens Stellung zur Germanen-Heimat ist noch das erst 1750 von Chr. Ludwig Scheid herausgegebene Werk Joh. Georg Eccards „de Origine Germanorum" heranzuziehen. Über den Zusammenhang dieses äußerst reichhaltigen Werkes mit Leibniz vgl. die dort gegebene Einleitung, sowie Albrecht Wirth, „Vor-Arisches im Deutschen" (Freies Wort, April 1908). Der Ursprung des Menschengeschlechtes wird hier nach Armenien verlegt, die Heimat der Germanen und Kelten aber nach Süd-Rußland („circa paludem nempe Maeotidem et sub jugis Caucasi montis"). „Inde excursiones fecere et Asiae Europaeque sunt dominati." Später wird auch der Weg beschrieben, den die Völker eingeschlagen haben: am Rande des Mittelmeeres entlang

wandernd, sind sie allmählich in Mittel-Europa eingerückt. In ihrer neuen — mitteleuropäischen — Heimat haben dann nach Leibniz die Germanen eine alle anderen Nationen überragende Lebensfülle ausgeströmt. Leibniz hat von allen Zeitgenossen wohl am tiefsten in der Altertumskunde gegraben, ist sich auch wie kaum ein anderer seiner germanischen Natur bewußt gewesen, wenn seine Schriften auch zumeist in französischer oder lateinischer Sprache verfaßt sind. Wie weitverzweigt sein Forschungsgebiet war, wie fest er seine historischen Darbietungen im Mutterboden zu verankern trachtete, beweist er wohl am schönsten durch seinen „Entwurf der Welfischen Geschichte“ [1], wo es u. a. heißt: „Ich fange an von den höchsten Antiquitäten dieser Lande, ehe sie vielleicht von Menschen bewohnt worden, und so alle Historien übersteigen, aber aus den Merkmalen genommen werden, so uns die Natur hinterlassen. Nämlich daß allem Ansehen nach ein großes Teil dieser Lande . . . vom Wasser Veränderung gelitten; und daß diese Lande großenteils unter Meer gewesen, zeigen die Glossopetrae, den Maltesischen gleich, Bernstein und spolia animalium marinorum usw.“ Diesen Gedanken ist die erst 1749 von Chr. Ludwig Scheid aus Leibnizens Nachlasse herausgegebene „Protogaea“ entsprungen. Leibniz schreibt dann in derselben Abhandlung u. a.: „Wie man aus der Harmonie der Sprachen urteilen kann, daß alle Menschen eines Ursprungs.“ Dies ist nun wohl cum grano salis aufzunehmen, denn gerade auf dem Gebiete der Sprachforschung bekundet Leibniz eine Anschauung, die das Germanentum in den Mittelpunkt der neueren europäischen Kultur rückt. Damit ist für Leibniz auch das zweite, aus der sog. Völkerwanderung entstandene germanische Europa gegeben. Seine dahin zielenden Gedanken sind niedergelegt in den schon 1697 verfaßten, aber erst nach seinem Tode, 1717, von Eccard in den Collectanea etymologica veröffentlichten „Unvorgreiflichen Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der Teutschen Sprache“. Wir lesen dort z. B. im § 42: „Es ist handgreiflich und zugestanden, daß die Frantzosen, Welschen und Spanier (der Engländer, so halb Teutsch zu geschweigen) sehr viel Worte von den Teutschen haben, und also den Ursprung ihrer Sprachen guten Theils bey uns suchen müssen. Giebt also die Untersuchung der Teutschen Sprach nicht nur ein Licht vor uns, sondern auch vor gantz Europa, welches unserer Sprache zu nicht geringem Lob gereichet.“ Ergänzt wird dieser Gedanke durch § 48:

---

[1]) Leibnizens geschichtliche Aufsätze, herausgegeben von Georg Heinrich Pertz, Hannover 1847, Bd. IV, S. 240 ff.

„Bey uns Teutschen aber solte die Begierde darnach (nach einem Teutschen Glossario Etymologico) so viel größer seyn, weil uns nicht allein am meisten damit geholfen wird, sondern auch ein solches zu unserm Ruhm gereichet; je mehr daraus erscheinet, daß der Ursprung und Brunnquell des Europäischen Wesens großen Theils bey uns zu suchen." In den § 44 spielen sogar „indogermanische Gedanken" hinein, aber doch so, daß hinter dem „Indogermanentum" die große germanische Kulturgemeinschaft sichtbar bleibt. „. . . weil die Teutschen vor Alters unter dem Namen der Gothen, oder auch nach etlicher Meinung der Geten, und wenigstens der Bastarnen, gegen den Ausfluß der Donau und ferner am schwarzen Meere gewohnet, und zu gewisser Zeit die jetzt genannte kleine Tartarei (so wurde damals das das Asowsche Meer umgebende Land genannt) innegehabt, und sich fast biß an die Wolga erstrecket, so ist kein Wunder, daß Teutsche Worte nicht nur im Griechischen so häuffig erscheinen, sondern biß in die Persianische Sprache gedrungen, wie von vielen Gelehrten bemercket worden." Die Nachwirkungen dieses Gedankens lassen sich bis ins 19. Jahrhundert (Hammer-Purgstall) verfolgen.

Aus den Unvorgreiflichen Gedanken geht unzweideutig hervor, daß Leibniz die deutsche Sprache als den Grundstock der europäischen Sprachen betrachtet und die Pflege der deutschen Sprache im Interesse der Erhaltung des Volkstums, das ja mit Rasse untrennbar verbunden ist — wenn auch Rasse den höheren Begriff bildet —, nachdrücklichst gefordert hat. Er trifft in dieser Anschauung mit Prof. Dr. J. M. Leupoldt zusammen, der auf S. 194, Bd. I, seiner Anthropologie[1]) bemerkt: „Deßgleichen ist die germanische Sprache der ursprünglichen Wurzel treu geblieben und hat sich daher auch nicht bloß kräftig erhalten, sondern bildet sich auch noch immer reich und lebendig fort. Auf dieses Element müssen daher auch die Haupthoffnungen der ganzen okzidentalischen Rasse gesetzt werden."

Sätze wie diese tun in ihrem kräftigen Stile überaus wohl. Die Gegenwart macht allerdings mit Recht einen Unterschied zwischen „Sprache" und „Rasse", ist aber darüber nur zu leicht geneigt, zu vergessen, daß hinter einer geschlossenen Sprache doch auch wohl eine geistige, rassenhaft bestimmte Kraft steht.

[1]) „Die gesammte Anthropologie neu begründet durch allgemeine Biosophie und als zeitgemäße Grundlage der Medicin im Geiste germanisch-christlicher Wissenschaft", Erlangen 1834, 2 Bde. Auf dieses wichtige Werk werde ich später zurückkommen.

Leibniz ist somit als der eigentliche Testamentsvollstrecker der von den deutschen Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts gepflegten Bestrebungen zu betrachten.

Sein Werk wurde gekrönt durch die 1700 erfolgte Gründung der von ihm angeregten Berliner Akademie der Wissenschaften. In dem Stiftungsbrief des Kurfürsten Friedrich Wilhelm hieß es: „Solchem nach soll bei dieser Societät unter andern nützlichen Studien, was zur Erhaltung der deutschen Sprache in ihrer anständigen Reinigkeit auch zur Ehre und Zier der deutschen Nation gereicht, absonderlich mit gesorgt werden, also daß es eine deutschgesinnte Societät der Scientien sei, dabei auch die ganze deutsche, und sonderlich unserer Landen weltliche und Kirchhistorie nicht versäumt werden soll."

Die Veröffentlichungen der Akademie erschienen allerdings zunächst in lateinischer Sprache (Miscellanea Berolinensia), später aber (von 1746 ab) nicht etwa deutsch, sondern — französisch. Zwei Umstände haben dazu geführt: 1. waren in Frankreich selbst im 17. Jahrhundert sprachreinigende Bestrebungen im Gange, die, weil sie einen einheitlichen Staat hinter sich hatten, der französischen Sprache eine europäische Bedeutung sicherten, 2. hatte Friedrich der Große 1741 den Franzosen Maupertuis an die Spitze der Akademie berufen. In dem ersten französisch erschienenen Bande der Akademie dürfte uns wohl hauptsächlich der letzte, von Süsmilch verfaßte Aufsatz interessieren: Réflexions sur la convenance de la langue Celtique, et en particulier de la Teutonique avec celles de l'Orient, par lesquelles on démontre que la langue Teutonique est matériellement contenue dans les langues Orientales, et qu'elle en descend. Der Verfasser kommt darin zu dem Schlusse: Cela me confirma dans le soupçon singulier que j'avais conçu que les anciens Celtes et en particulier les Teutons parlaient autrefois les langues orientales. Man sieht: der Leibnizsche Gedanke einer von Europa ausgehenden Wirkung auf die orientalischen Sprachen ist hier in sein Gegenteil verkehrt. Immerhin muß man den Aufsatz als einen wichtigen Vorläufer der am Beginn des 19. Jahrhunderts einsetzenden vergleichenden Sprachwissenschaft einschätzen.

Leibniz sprach übrigens nach einem zeitgenössischen Berichte ein so vorzügliches Französisch wie nur irgendein hochgebildeter Franzose, und ein Franzose, Louis Dutens, war es, der 1769 die erste Gesamtausgabe der Werke Leibnizens veranstaltete.

Der bedeutendste Aufsatz geschichtlicher Natur, den Leibniz in den Denkschriften der Berliner Akademie veröffentlichte — und mit dem er ihre Reihe zugleich eröffnete (1710) —, lautet im Titel: Brevis designatio

meditationum de originibus gentium ductis potissimum ex indicio linguarum (kurze Darlegung der Erwägungen über die Ursprünge der Völker, hergeleitet aus den Merkmalen ihrer Sprachen). Eine Programmschrift im besten Sinne des Wortes, die das Linnésche System der Natur für das weite Gebiet des Zusammenhangs der Sprachen vorwegnahm. Die Gedanken, die uns schon aus der Abhandlung „de origine Germanorum" bekannt sind, kehren darin wieder, und Deutschland erscheint auch hier als Mittelpunkt des europäischen Sprachensystems: „Germania ut Galliae Italiaequae antiquissimos habitatores, ita Scandinaviae paulo posteriores dedit: neque enim dubium arbitror, Germaniae gentes ex Cimbrico Chersonneso et Balthico litore primum in insulas quas nunc Danicas dicimus, deinde in Scandiam ipsam transgressas, et indigenis Finno-Lapponibus in remotiora pulsis, litoralia mitioresque tractus insedisse. Sane lingua Danorum, Suedorum, Norwegorum, manifeste ad germanicam est referenda, non minus quam hodie Italorum, Gallorum, Hispanorum Latini generis censeri debet quamquam hi populi non ob originem sed imperium linguam Romanam receperint, quod secus est in Septentrionalium Germanismo." (Wie aber Gallien und Italien die ältesten Bewohner Germanien verdanken, so hat letzteres auch wenig später Skandinavien die seinigen gegeben, denn ich halte es für unzweifelhaft, daß die germanischen Stämme von der cimbrischen Halbinsel und dem Gestade der Ostsee zunächst nach den dänischen Inseln und dann nach Skandinavien selbst übergesiedelt sind, wo sie nach Vertreibung der Finno-Lappen in entlegenere Gegenden sich in den milderen Küstenstrichen niedergelassen haben. Sicherlich darf man die Sprache der Dänen, Schweden und Norweger auf das Germanische zurückführen, ebenso wie das heutige Italienische, Französische und Spanische auf das Lateinische, obgleich diese Völker die romanische Sprache nur der römischen Herrschaft, nicht aber etwa ihrem Ursprunge verdanken, denn dieser liegt im nordischen Germanentum. — Das Wort „secus" fasse ich hier als Dingwort auf.) Im Gegensatze zu Tacitus lehrt Leibniz, daß die ältesten Völkerwanderungen sich nur auf dem Landwege vollzogen haben können. — Seine in der vorliegenden Abhandlung nur kurz gestreifte Ansicht über den Ursprung der Franken hat dann Leibniz weiter ausgeführt in dem 1715 erschienenen und erneut mit Zusätzen 1720 von J. G. Eccard veröffentlichten Aufsatze „de origine Francorum disquisitio". Die Fabeln der alten Geschichtschreiber beiseiteschiebend, verfolgt er die Geschichte der Franken von ihrem Ursprunge an (zwischen der Elbe und der Ostsee) bis zu ihrer Wanderung an den Rhein. Im

übrigen ist Leibniz der Ansicht, daß das Altertum zuweilen den „palus Maeotis“ (das Asowsche Meer), der bei älteren Berichten über die Herkunft der Franken eine große Rolle spielt, mit der Ostsee verwechselt hat, was bei der Mangelhaftigkeit der geographischen Kenntnisse wohl möglich ist. „Exemplum manifestissimum“, schreibt Leibniz, „habemus in Procopio, qui lib. I belli Vandalici Vandalos primum circa Maeotidem consedisse narrat, quos a mari Balthico venisse ex Tacito aliisque constat.“ (Den klarsten Beweis dafür haben wir bei Prokop, der im 1. Buche seines vandalischen Krieges die ersten Wohnsitze der Vandalen an das Asowsche Meer verlegt, während ihre Herkunft von der Ostsee aus Tacitus und anderen doch sicher feststeht.) Die Abhandlung Leibnizens über den Ursprung der Franken hat, wie in Struve-Buders Bibliotheca historica, Bd. 7, I, mitgeteilt wird, eine Reihe von Schriften und Gegenschriften ausgelöst. Gleich die erste, von Pierre Joseph de Tournemine 1716 verfaßte, wärmt das Bodinsche Märchen vom gallischen Ursprung der Germanen wieder auf. Leibniz ist ihm die Antwort darauf nicht schuldig geblieben.

Allmählich begann es aber auch in Frankreich über den Ursprung der Franken und des französischen Volkes zu tagen. Nicolas Fréret, ein Jurist, der 1714 in die Pariser „Académie des inscriptions et des belles-lettres“ aufgenommen wurde (deren Mitglied übrigens auch Leibniz seit 1699 war), las als Antrittsrede ein Mémoire „de l'origine des Français“ [1]), in dem er alle Hypothesen über den fabelhaften Ursprung der Franzosen unbarmherzig beiseiteschob und den Beginn der französischen Geschichte in aller Reinheit herausstellte. Fréret hatte aus seinen geschichtlichen Untersuchungen die vernunftmäßigen politischen Schlußfolgerungen gezogen, den Absolutismus des französischen Königtums angegriffen und die den französischen Politikern so willkommene Theorie, daß Deutschland gewissermaßen als Kolonie Frankreichs anzusehen sei, zu Fall gebracht. Die Kühnheit seiner Ausführungen brachte ihm als Lohn eine sechsmonatige Gefangenschaft in der Bastille ein. Er gab dann die Untersuchungen über den Ursprung der fränkischen Geschichte auf und wandte sich dem klassischen Altertum zu. Wir besitzen in seinen gesammelten Werken aber auch wertvolle Abhandlungen über die Hyperboräer, die Kimmerier und die Religion

[1]) Der vollständige Titel lautet: De l'origine des Français et de leur établissement dans la Gaule. Die Schrift scheint 1796 zum ersten Male gedruckt zu sein (zu der in 20 Bänden erschienenen Gesamtausgabe von Frérets Werken gehörig). 1858 veranstaltete die Akademie einen neuen Abdruck (Bd. XXIII), in welchem jene Ausgabe von 1796 „si défectueuse“ genannt wurde.

der Kelten und der Germanen. Als wertvolle Vorgänger, die ihm manchen Gedanken zugeführt haben, erwähnt Fréret: Pontanus, Origines Francorum (1616), N. Vignier, Traité de l'estat et origine des anciens Français (1579, nach Struve-Buder ist für Vignier Niederdeutschland die eigentliche Heimat der Franken) und des Jesuiten Boucher „Belgium romanum". Ich möchte diesen Werken noch hinzufügen: Etienne Pasquier, dessen Recherches de la France ich in der Ausgabe letzter Hand (1611) besitze, und Guilleaume Marcel, Histoire de l'origine et des progrez de la monarchie françoise (1686). Überhaupt ist die damalige französische Literatur reich an Abhandlungen ähnlicher Art, und auch die Pariser Akademie hat warmen Anteil an der Aufhellung der heimischen Geschichte genommen — eigentlich im Gegensatze zu der Berliner Akademie unter der Leitung Maupertuis', die zum Ersatze für die ältere bodenständige Geschichte ein Preisausschreiben über die Frage erließ, wie weit der Römer Macht in Deutschland eingedrungen sei. Den Preis trug H. Fein, Pastor zu Hameln, davon. Seine Abhandlung wurde zusammen mit anderen 1750 herausgegeben.

Unter den französischen Geschichtswerken jener Zeit verdient besonders Beachtung das 3bändige Werk des Abbé Dubos „Histoire critique de l'établissement de la monarchie françoise dans les Gaules" (1734), das sich allerdings in dem Versuche, die fränkische Eroberung mehr als eine „friedliche Durchdringung" darzustellen, vergriffen hat, aber erfreulicherweise den bei den Franzosen herrschenden Barbarenbegriff abzuschwächen sucht. Nach ihm kennzeichnet sich das Barbarentum einzig — in der Haartracht. Die Merowinger trugen die Haare lang — „rois chevelus" werden ihre Könige genannt — während die Römer sie kurz trugen. (Vgl. Bd. 3, S. 283.)

Dem Zeitalter Leibnizens gehören folgende Werke an, die unser Gebiet berühren: die geographische Darstellung Germaniens, die Christ. Cellarius im 1. Bande seiner Notitia orbis antiqui (1701) gegeben hat, Paul Hachenbergs Germania media (1709, erste Aufl. 1678, das Werk umfaßt die gesamte germanische Altertumskunde), J. N. Hertius, notitia veteris Germaniae populorum (1709), desselben notitia veteris Francorum regni (1710, beide Schriften enthalten im 2. Bande der von J. J. Hombergk herausgegebenen „Commentationes atque opuscula" des Hertius), B. Struves „syntagma historiae Germanicae" (1716), endlich und wohl das bedeutendste von allen: die „notitia Germaniae antiquae" Johann Jakob Speners (1717), ein Werk, das nach einem darin mitgeteilten Briefe schon 1715 Leibniz „mit großem Vergnügen" durchgelesen hat. Spener sieht in allen Ansichten über die

Herkunft der Germanen nur unerwiesene Mutmaßungen — natürlich rechnet er auch ihre Verbindung mit dem Stammbaum Noahs dazu — und so wie er nur geschichtlich beglaubigte Nachrichten verarbeitete, hat er eigentlich die geographische Grundlage für das in den Jahren 1726 und 1737 erschienene, bis zum Ausgange der Merowinger reichende Geschichtswerk von Dr. Johann Jacob Mascov geliefert. In beiden Werken finden sich keine sicheren Schlüsse über Ursprung und früheste Wanderungen germanischer Völker. „Die beste Methode", schreibt Mascov, „ist in der Historie, wie in anderen Wissenschaften, daß man den Anfang machet von dem, was deutlich und zu erweisen ist, als worauf sich alle Mutmaßungen gründen müssen, die hernach in andern Stücken den Mangel von Gewißheit ersetzen sollen." Selbst Auseinandersetzungen über die Einteilung der Germanen in Ingävonen, Istävonen, Herminonen und Hillevionen, die sich bei Spener finden, fehlen bei Mascov, was nicht unwesentlich ist, da man früher sicherlich in diesen Namen die Grundpfeiler der germanischen Geschichte zu besitzen glaubte. Sehr wichtigen Stoff hat Mascov in dem über 38 Anmerkungen verteilten Anhange zusammengetragen.

Eine besondere Nachwirkung Leibnizschen Geistes erkenne ich in dem 1727 erschienenen „Glossarium germanicum" Joh. Georg Wachters (geb. 1673, gest. 1757). Das Buch ist zwar nur ein Vorläufer des 10 Jahre später erschienenen größeren Werkes, doch dürfte es Leibnizens Wunsch eines „Teutschen Glossarii etymologici", das auch die Altertümer berücksichtigt, schon erfüllt haben. Die dem Werke vorangesetzte „praefatio ad Germanos" (Vorrede an die Deutschen), die auch die frühgeschichtlichen Völker-Bewegungen und -Verknüpfungen beschreibt, ist ein Spiegelbild der damaligen Geschichtsauffassung, ihr Wiederabdruck, oder besser noch: Übersetzung, wäre noch jetzt empfehlenswert. Schon der erste Abschnitt gemahnt an Leibniz: der Versuch, die menschliche Sprache „zurückzuentwickeln", sei zwar ein höchst schwieriges Unternehmen, das aber sofort leicht und lieblich wird, wenn es zum Ruhme des deutschen Namens unternommen wird. Dem Angelsächsischen scheint übrigens Wachter den Vorrang als ältester und reinster der germanischen Sprachen zu erteilen.

## 5. Die Anfänge der „prähistorischen“ Forschung.

„Eine jede Vorzeit ist schon an sich ein halbes Gedicht; die großen Schatten sind, auch ohne das Zutun der Kunst, poetische Gestalten, und für den, dessen Ohr dafür offen ist, klingt von selbst eine Harfe aus jedem Grabe. Aber von allem Vergangenen fühlen wir uns mit dem Einheimischen am nächsten verwandt.“ Esaias Tegner.

Zur Aufhellung frühgermanischer Kultur haben sich die verschiedensten Gebiete zusammengefunden: im gleichen Maße wetteifern Sprachforschung, Mythologie und die in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts einsetzende prähistorische Wissenschaft — die sich mit der Bestimmung und zeitlichen Eingliederung der aus germanischer Vor- und Frühzeit gehobenen Funde beschäftigt —, das Bild der germanischen Vorzeit wiederherzustellen. Besonders ist es nach Prof. Dr. Kossinna der Erforschung der Vorgeschichte vorbehalten, die „altgermanische Kulturhöhe“ zu erweisen. „In der Vorzeit“, schreibt der genannte Forscher, „offenbart sich die früheste und ureigenste Art so rein und unverfälscht, wie es in keinem Zeitraum der Geschichte mehr möglich ist. Das gilt im besonderen auch für den unsrigen, den ganzen germanischen Volksstamm.“ Wir stehen heute nicht an, in den Ergebnissen der Vorgeschichts-Wissenschaft ein weiteres wichtiges Beweismittel — neben der Erscheinung der unvermischten nordischen weißen Rasse — für die nordische Herkunft der Germanen zu erkennen. Man wird das Ausstrahlungsgebiet des Germanentums auch dort suchen müssen, wo die reichsten und vielseitigsten Schätze aus germanischer Vorzeit gehoben worden sind. Nun hat wohl kein Museum des germanischen Kulturkreises einen derartigen Reichtum an Funden aufzuweisen wie dasjenige Kopenhagens. „Was dort in Kopenhagen gesammelt ist“, schreibt Prof. A. Lichtwark, der ehemalige Direktor der Hamburger Kunsthalle, „geht nicht nur die Dänen an, es gehört zu den großen Heiligtümern der ganzen germanischen Rasse. Die Angel-

sachsen in Nordamerika, in Australien, in Südafrika und in den asiatischen Reichen werden einst mit dem Bewußtsein, Ahnen zu verehren, zu den Räumen des Prinzenpalais in Kopenhagen wallfahrten, das diese Schätze aufbewahrt." Natürlich ebenso die Deutschen, und diese in wohl noch höherem Maße. Allerdings bedurfte es der Arbeit von etwa zwei Jahrhunderten, bis man selbst in Kopenhagen die Hoffnung auszusprechen wagte, daß sich noch einmal vom europäischen Norden aus die Urzeit Europas überhaupt, und auch Vorder-Asiens, würde aufhellen lassen. Doch hat sich an dem Aufbaue der prähistorischen Wissenschaft Dänemark, ebenso wie Schweden, im hervorragenden Maße beteiligt.

Allerdings scheint Deutschland den Vorrang in der Erforschung der Altertümer beanspruchen zu dürfen. Friedrich Lisch erwähnt im Friderico-Franciscenm (1837) auf Grund der monumenta inedita Westphalens, daß man in Mecklenburg bereits „ungefähr im Jahre 1520 Urnen ausgrub und sie dem das Altertum im hohen Grade schätzenden Herzoge Friedrich dem Friedfertigen gebracht habe, worüber sein gelehrter und antiquarischer Rat Nicolaus Marschalcus Thurius berichtet." Nächst Mecklenburg scheint der später so ergiebige Boden Schlesiens Stoff für vorgeschichtliche Untersuchungen gegeben zu haben. B. F. Hummel erwähnt in den „Zusätzen nnd Verbesserungen zu der Bibliothek deutscher Altertümer" (1791) eine „epistola Uberi ad Andr. Aurifabrum de urnis Trebnicensibus" vom 31. Januar 1544, der später in Henels Silesiographia, Ausg. von Fibiger, Aufnahme gefunden hat. Nach Chr. D. Rhodes Cimbrisch-Hollsteinischen Antiquitäten-Remarques hat unter den Deutschen zuerst Georg Agricola „in dem 7. Buch de natura rerum fossilium im 23. Capitul diese Materie Berühret". Agricolas Werk erschien 1612. Ihm geht voraus des schwedischen Geschichtsforschers Joh. Messenius Schrift: Tumbae veterum et nuperorum Suecorum (Stockholm, 1610). Seiner großen Seltenheit wegen entzieht sich das ältere Schrifttum auf diesem Gebiete allen Nachforschungen, auch muß die Möglichkeit zugestanden werden, daß mit den hier angegebenen und noch anzugebenden Schriften die Reihe derselben nicht erschöpft ist.

Die älteste in meinem Besitze befindliche Schrift (1641) stammt von Olaus Wormius und betrifft das im Juli 1639 bei Gallehus (Amt Tondern) gefundene goldene Horn. Das Werk ist mit einer vorzüglich genauen Abbildung versehen und enthält auch Vergleiche mit anderen Hörnern ähnlicher Art. Leider ist dieses Horn ebenso wie das 1734 in derselben Gegend gefundene, mit einer Runenschrift ver-

zierte Horn (über welches Adam Henrich Lackmann 1735 einen umständlichen Bericht veröffentlichte unter dem Titel: Unvorgreifliche Gedancken bey Gelegenheit das A. 1734, den 21. April ohnweit Tundern . . . entdeckten güldenen Horns) 1802 aus Kopenhagen gestohlen und eingeschmolzen worden. Im Kopenhagener Museum sieht man noch die nach den sehr genauen älteren Abbildungen gefertigten Nachbildungen der beiden Hörner.

Von dem zweiten prähistorischen Werke des Wormius, den 1643 herausgegebenen Monumenta Danica, besitze ich nur die wohl um 1650 erschienenen Zusätze (additamenta), die sich ebenso wie das größere Werk u. a. mit Steinsetzungen, Grabhügeln und Urnen beschäftigen, auch ein Taufbecken mit Runenschrift findet sich dort abgebildet. Im Texte wird eines Museums gedacht, dessen Besitzer vielleicht Wormius selbst war, oder es ist darunter schon die „Königliche Kunstkammer“ zu verstehen, aus der dem 1807 gegründeten Kopenhagener Museum viele Schätze zugeflossen sind.

Auf deutschem Boden folgt sodann: Chr. Ad. Balduin, Urnae Hirschfeldae repertae, 1648, wohl die erste Schrift aus dem Lausitzer Gebiete.

Im Mai 1653 wurde bei Doornick (Tournai) das Grab Childerichs I., der von 458—481 regierte, wieder aufgefunden. Das Grab enthielt ungeheuer reiche Schätze, denen schon 1655 J. J. Chiflet einen stattlichen Band (Anastasis Childerici I Francorum regis, sive thesaurus sepulchralis Tornaci Nerviorum effossus et commentario illustratus) gewidmet hat. Neuere Beschreibungen (mit Abbildungen) finden sich u. a. in Ed. Heycks deutscher Geschichte, Bd. 1, S. 162/163, und bei Franz Fuhse, Die deutschen Altertümer, 1904, S. 136. Aus letzterem geht hervor, daß auch dieser Fund nicht mehr vollständig erhalten ist, er wurde „1831 aus der Bibliothek in Paris entwendet und nur teilweise in der Seine aufgefunden“. Immerhin bekundete der Fund, daß die Franken tatsächlich wertvolles Kulturgut mitbrachten, das das Märchen vom Barbarentum der Germanen hätte auslöschen müssen, aber man war wohl zu sehr verliebt darin, als daß man es aufgegeben hätte. Besondere Beachtung verdient wohl der kostbare goldene Schreibgriffel Childerichs.

Der Fund von Doornick fällt allerdings nicht unter das eigentliche Gebiet der Prähistorie, doch durfte er hier, wo es sich um die kulturelle Hinterlassenschaft der Germanen handelt, nicht übergangen werden.

Dann setzt wieder der Norden ein. 1666 wurde von König Karl XI. von Schweden das „Antiquitets-Collegium“ gegründet, dem u. a. die

Aufgabe zufiel, für die aus dem heimatlichen Boden gehobenen Schätze einen passenden Bewahrungsraum herzurichten. Das bedeutete schon den Beginn der Stockholmer Sammlung vaterländischer Altertümer. Nach dem von O. Montelius herausgegebenen, von J. Mestorf übersetzten Museumsführer (1876, besser und dem heutigen Stande der Wissenschaft näher kommend ist die englische von Charles H. Derby besorgte Ausgabe, 1887) befinden sich noch jetzt Funde aus dem 17. Jahrhundert in der Sammlung. Dahin gehören u. a. eine Schwertklinge (gef. 1670), drei Schwerter und ein Schwertgriff, das Endstück eines großen offenen Goldrings, einige Gold-Brakteaten (sämtlich 1687 gefunden). So konnte denn schon Olaf Rudbeck in seiner Atlantica wertvolle Beschreibungen vorgeschichtlicher Altertümer liefern, auf die sich noch Eccards Buch „de origine Germanorum" (1750) stützen konnte. In letzterem findet sich auch die Bemerkung, daß die Stein-Waffen die ältere, die Bronze-Waffen die jüngere Gattung sind: „Lapideis armis apud omnes successere aerea." — Im besonderen Maße steuerte Schleswig-Holstein bei. Trogillus Arnkiel, Propst zu Apenrade, eröffnete 1683 seine vielseitige Tätigkeit mit einer Beschreibung des goldenen Horns von 1639. Seine Arbeiten, die mit gleicher Ausführlichkeit die heimische Götterlehre, heidnische Begräbnis-Gebräuche, Totenhügel und Runensteine behandeln, wurden 1702/3 in der bekannten aus vier Teilen bestehenden „Ausführlichen Eröffnung cimbrischer Heyden-Religion" zusammengefaßt. Neben ihm ist seines Zeitgenossen Joh. Dan. Major „Bevölkertes Cimbrien" (1692) zu erwähnen. 1720 erschienen in Buchform die köstlichen, 1719 in wöchentlichen Lieferungen herausgegebenen „Cimbrisch-Hollsteinischen Antiquitäten-Remarques" von Andreas Albert Rhode. Aus der von Joh. Albert Fabricius verfaßten Vorrede geht hervor, mit welchen Schwierigkeiten und Vorurteilen die junge Vorgeschichtsforschung zu kämpfen hatte. Fast allgemein wurde die Untersuchung der Gräber auf ihre Beigaben hin als „Leichenschändung" aufgefaßt. Aber „die Toten selbst", schreibt Fabricius, „wenn sie eine Empfindung davon hätten, würden vielleicht ebenso gerne nach so viel hundert Jahren die Urne mit ihrer Asche und Gebeinen in einem wohl eingerichteten Cabinet zur Einnerung der Sterblichkeit fein und sorgfältig aufbehalten, als tief in der Erden wie gar verlohren und vergessen wissen wollen". Eine jede Nummer dieser „Remarques" trägt an der Spitze eine Abbildung und einen mehr gut gemeinten als schönen Vers. In der Hamburgischen Monatsschrift (Norddeutsche Monatshefte), 1914, hat Prof. Dr. Albert Rode unter dem Titel „Prähistorische Forschungen in der Umgegend von Hamburg um 1700" höchst wertvolle

und fesselnde Mitteilungen über diesen seinen berühmten Vorfahren veröffentlicht.

Am Ende des 17. Jahrhunderts erwacht das Interesse für die germanischen Denkmäler der Vorzeit in fast ganz Deutschland. Ich gebe hier die mir aus dem Zeitraum von 1680 bis 1720 bekannt gewordenen Schriften nach der Reihenfolge ihres Erscheinens:

Joh. Just. Winkelmann, des Oldenburgischen Wunderhorns Ursprung, Herkunft, Materie usw. Bremen 1684.

Gotth. Treuer, Beschreibung der heydnischen Todentöpfe, bey Gelegenheit der in der Chur- und Mark Brandenburg ausgegrabenen. Nürnberg 1688.

J. G. Franck, de urnis feralibus (Ileburgensibus). Leipzig 1688.

Mitteilung in Leibnizens Collectanea etymologica, 1717, Bd. 2, aus einem Briefe von Georg Friedr. Mithof v. 17. Mai 1691 „de lingua Winidorum Luneburgensium", der mit der Beschreibung der Urnen beginnt, welche „sonderlich in der Gegend zwischen Lüchau, Bergen, Dannenberg, Hitzacker, und zwar nach dem also genandten Drahrehn werts" gefunden sind.

D. S. Büttner, Beschreibung des Leichenbrandes und Totentöpfe, so 1694 zu Lutherstadt gefunden wurden. (Eisleben.)

Novellen der gelehrten Welt, 1696, darin: von Urnen, welche bey Lütze, einem Dorfe 1 Meile von Berlin, ausgegraben worden sind.

Jo. Chr. Schulenburg, de urnis Bremensibus. Bremen 1697.

J. C. Hiegel, Collectaneorum naturae, artis et antiquitatis specim. I, s. urnae sepulchrales nuper extra urbem Moguntinam erutae. Mainz 1697.

G. J. Colberg, de urnis sepulcralibus prope Stolpam d. 3. Maii 1699 repertis. (In: Nov. lit. mar. balt. 1699.)

J. Chr. Olearius, Mausoleum in museo, i. e. Heydnische Begräbniß-Töpfe, oder urnae sepulcrales, welche — bey Jerichau, Köthen, Arnstadt und Rudisleben gefunden worden. Jena 1701. (Mit guten Literatur-Angaben am Schlusse.)

Chr. Stieff, epistola ad M. I. Fibiger de urnis in Silesia Lignicensibus atque Pilgramsdorfiensibus. Breslau u. Leipzig 1704.

Leonh. Dav. Hermann, Maslographia, oder: Beschreibung des schlesischen Massel im Oels-Bernstädtischen Fürstenthum mit seinen Schauwürdigkeiten, unterschiedlichen Antiquitäten usw. Brieg 1711.

Joh. Herm. Nunningh, Sepulcretum Westphalico — Mimigardico — gentile, 1. de urnis, 2. de lapidibus ethnicorum sepulcralibus. Frankfurt u. Leipzig 1712, 2. Aufl. 1714. „Mimigardico" bezieht sich auf

den wundervollen germanischen Namen Mimigardaford, das im Mittelalter in „monasterium" (Münster i. W.) umgetauft wurde. Mimigardaford würde übersetzt lauten: Gehege um Mimirs Brunnen.

J. H. Schminck, dissertatio historica de urnis sepulcralibus et armis lapideis veterum Chattorum. Marburg 1714. Vgl. hierfür L. Lindenschmit, Handbuch der deutschen Altertumskunde, 1889, S. 31.

G. A. Helwig, lithographia Angerburgica. Königsberg 1717.

Imm. Weber, vorläufige Sentiments über die . . . bey Gießen in dem sogenannten philosophischen Wäldgen eruierten Urnis usw. Gießen 1719.

G. A. Volkmann, Silesia subterranea. Leipzig 1720, darin: de urnis sepulcralibus, quales varii generis in Silesia magno numero effodiuntur.

Das Jahr 1720 brachte dann noch als ein herrliches Denkmal unserer frühen Vorgeschichtsforschung das Buch Joh. Georg Keyslers „Antiquitates selectae septentrionales et celticae", das allgemeine Geltung beanspruchen darf, während es sich bei den vorgenannten Werken um Lokal-Forschungen handelt.

Der Verfasser beginnt mit der Beschreibung der berühmten Stonehenge in Süd-England, in der er allerdings irrtümlich ein angelsächsisches Grabdenkmal erblickt. Seine Schilderung, die mit einigen trefflichen Abbildungen und einem Grundrisse ausgestattet ist, enthält u. a. einen Hinweis auf eine ältere englische Schrift, die, ihrem Titel nach zu urteilen, der Eigenart der Stonehenge besser gerecht wird: „Chorea Gigantum (d. h. Tanz der Riesen) or the most famous antiquity of Great-Britain, vulgarly called Stonehenge, standing on Salisbury Plain, restored to the Danes by Walter Charleton" (1663). Chorea Gigantum und Dänen widersprechen sich allerdings ebenfalls. Bei der von Keysler gegebenen Beschreibung ähnlicher Steindenkmäler sind mir — zum ersten Male in der Literatur — die sieben Steinhäuser bei Fallingbostel begegnet. Des weiteren enthält das Buch Mitteilungen über Mythologie, germanische Runensteine, römische Weihesteine auf deutschem Boden und schließlich auch Urnen.

## 6. Das Zeitalter der „Aufklärung".

„Eines find' ich abscheulich: daß sich das Leben nicht steigert,
Daß dem höchsten Moment meist ein geringerer folgt!"
Friedrich Hebbel.

Leibniz hatte die Germanenforschung auf eine besondere Höhe gebracht. Seine warmherzigen Darlegungen sichern ihm auch auf diesem Gebiete noch heute einen ersten Rang. Aber durch die Pflege eines anderen Gebietes — des der Mathematik und der Astronomie — leistete er, natürlich ohne es zu wollen, einer Anschauung Vorschub, die allmählich verflachend auf die Germanenforschung wirkte. Leibniz verdanken wir — und etwa gleichzeitig mit ihm Newton — die Unendlichkeitsrechnung, die Differential- und Integralrechnung. Es ist wohl kein Zufall, daß ein großer Zeitgenosse Leibnizens, der holländische Physiker Huyghens, wohl als erster nach dem lange vergessenen Giordano Bruno die himmlischen Sphären sprengte, in die noch Kopernikus die Planeten — und Fixsternwelt eingeschlossen hatte, und so die Pforten der Unendlichkeit öffnete. Nebenher hielt sich noch das System Tychos als eine schlechte Vermittlung zwischen Ptolemäus und Kopernikus bis tief ins 18. Jahrhundert hinein, und zwar hauptsächlich in Dänemark und Norddeutschland. Die Wirkungen, die die Erkenntnis der Unendlichkeit des Weltraums auf das damalige Geschlecht ausgeübt haben muß, lassen sich kaum in kurzen Worten wiedergeben. Mit Ängstlichkeit hatte der Mensch sich an die Astrologie geklammert, die doch einen verhältnismäßig nahen Himmel voraussetzt, um sich jederzeit mit den Gestirnen oder einem überirdischen Leben in Beziehung setzen zu können. Nun lenkte die Astronomie seinen Geist in unendliche Fernen; mit einem Male sah er sich „himmlischen Einflüssen" entrückt und sich ganz und gar auf sich selbst gestellt.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts trat dann die schwerwiegende Tätigkeit Immanuel Kants hinzu, der 1755 die „Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels" veröffentlichte. Ihm folgten, um nur die bedeutendsten zu nennen, 1761 J. H. Lambert, Cosmologische

Briefe über die Einrichtung des Weltbaus, 1791 William Herschel, Über den Bau des Himmels, und 1799 P. S. Laplace, Mécanique céleste. Wenn heute hier und da Zweifel an der völligen Zuverlässigkeit der sog. Kant-Laplaceschen Theorie laut werden: das Verdienst kann niemand Kant absprechen, daß er den Entwicklungsgedanken gleich von vornherein in die ungeheuerste kosmische Perspektive gerückt hat. Welche Entfernung vom altgewohnten Standpunkte bedeutet das treffliche Wort Kants: „Alles, was endlich ist, was einen Anfang und Ursprung hat, hat das Merkmal seiner eingeschränkten Natur in sich; es muß vergehen und ein Ende haben. Die Dauer eines Weltbaues hat, durch die Vortrefflichkeit ihrer Errichtung, eine Beständigkeit in sich, die, unsern Begriffen nach, einer unendlichen Dauer nahe kommt. Vielleicht werden tausend, vielleicht Millionen Jahrhunderte sie nicht vernichten; allein weil die Eitelkeit, die an den endlichen Naturen haftet, beständig an ihrer Zerstörung arbeitet, so wird die Ewigkeit alle möglichen Perioden in sich halten, um durch einen allmählichen Verfall den Zeitpunkt ihres Unterganges doch endlich herbeizuführen . . . Wir dürfen aber den Untergang eines Weltgebäudes nicht als einen wahren Verlust der Natur bedauern. Sie beweist ihren Reichtum in einer Art von Verschwendung, welche, indem einige Teile der Vergänglichkeit den Tribut bezahlen, sich durch unzählige neue Zeugungen in dem ganzen Umfange ihrer Vollkommenheit unbeschadet erhält.“

Die Entfesselung des Kampfes zwischen Religion und Wissenschaft läßt die Vorrede des Kantschen Werkes erkennen, an deren Beginn es heißt: „Von der andern Seite droht die Religion mit einer feierlichen Anklage über die Verwegenheit, da man der sich selbst überlassenen Natur solche Folgen beizumessen sich erkühnen darf, darin man mit Recht die unmittelbare Hand des höchsten Wesens gewahr wird . . . Ich empfinde die ganze Stärke der Hindernisse, die sich entgegensetzen, und verzage doch nicht. Ich habe auf eine geringe Vermutung eine gefährliche Reise gewagt, und erblicke schon die Vorgebirge neuer Länder.“

Einen tieferen „Fall“ hat die Menschheit wohl niemals erlebt, als im Zeitalter der völligen naturwissenschaftlichen Aufklärung, die sie dem allgemeinen animalischen Leben auf der Erde einordnete, und die nächste Folge war, daß sie sich selbst als ein großes durch eine gemeinsame Idee zusammenhängendes Ganzes erschien.

Die „atheistische“ Strömung im Geistesleben des 18. Jahrhunderts wurde besonders vom Lande der „reinen Aufklärung“, Frankreich, aus

genährt. Schon Fréret hatte den denkwürdigen Satz geschrieben: „J'ai rencontré l'homme par-tout, et je n'ai trouvé Dieu nulle part." Sein berühmtester Nachfolger war Voltaire, und auch die bekannten Werke J. J. Rousseaus sind doch wohl nur aus dieser Stimmung, die auf das Ideal einer „allgemeinen Menschheit" hinzielte, zu erklären.

In Deutschland gab später W. von Humboldt dieser Anschauung mit folgenden Worten Ausdruck: „Wenn es eine Idee gibt, die durch die ganze Geschichte hindurch in immer mehr erweiterter Geltung sichtbar ist, . . . so ist es die der Menschlichkeit, das Bestreben, die Grenzen, welche Vorurteile und einseitige Ansichten aller Art feindselig zwischen die Menschen stellen, aufzuheben, und die gesammte Menschheit, ohne Rücksicht auf Religion, Nation und Farbe, als Einen großen, nahe verbrüderten Stamm, ein zur Erreichung Eines Zweckes, der freien Entwicklung innerlicher Kraft, bestehendes Ganzes zu behandeln." Dieser Anschauung lag also der Gedanke zugrunde, daß allen Menschen a priori die gleichen Entwicklungsmöglichkeiten gegeben sind. Die Zergliederung in die einzelnen Rassen schien nur ein Mittel zum Zweck zu sein, die Einheit des Menschengeschlechtes in ferner Zukunft wieder herzustellen. Wenn auch die weiße Rasse als die „Urrasse" angesprochen wurde, so war doch diese Auffassung der spezielleren Germanenforschung wenig günstig. Nicht selten wurde in anthropologischen Schriften jener Zeit die Bibellehre gepredigt: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst, sei er nun ein Germane, ein Eskimo oder ein Feuerländer. Die Rassenunterschiede waren bekannt — schon Leibniz [1]) und Linné hatten sie in den Umrissen bestimmt —, aber diese Unterschiede konnten, wie man zumeist annahm, die innere Gleichheit des Menschengeschlechts nicht aufheben. So äußert sich z. B. Kant in seiner Abhandlung „Bestimmung des Begriffs einer Menschenrace" [2]): „Wenn der Mohr in Zimmern und der Kreole in Europa aufgewachsen ist, so sind beide von den Bewohnern unseres Weltteils nicht zu unterscheiden." Dieser Satz soll nur das Vorstehende kennzeichnen und nicht für die ganze Abhandlung Kants sprechen, die — wie ebenfalls eine

[1]) Leibnizens Rassetheorie ist uns in Fellers otium hanoveranum (2. Aufl., 1737, S. 158/159) überliefert worden. Leibniz greift dabei auf einen noch früheren Forscher zurück: „Nova terrae divisio per diversas hominum species vel generationes, quas magnus peregrinator misit Domino Abbati della Chambre, Parisino, extat in Diario Eruditorum Parisimo — gemeint ist das Journal des savants — Ao. 1684 d. 24. April."

[2]) Imm. Kants sämtliche Werke, herausgeg. von Karl Rosenkranz und Friedr. Wilh. Schubert, Bd. VI, 1839, S. 335/354.

frühere desselben Verfassers „Von den verschiedenen Rassen der Menschen", 1775 — einen bedeutenden Fortschritt über Linné hinaus bekundet. Noch Linné konnte sagen: „Species tot numeramus, quot diversae formae in principio sunt creatae." Kant hingegen in der letztgenannten Abhandlung: „Der Mensch war für alle Klimate und für jede Beschaffenheit des Bodens bestimmt; folglich mußten in ihm mancherlei Keime und natürliche Anlagen bereit liegen, um gelegentlich entweder entwickelt oder zurückgehalten zu werden, damit er seinem Platze in der Welt angemessen würde, und in dem Fortgange der Zeugungen demselben gleichsam angeboren und dafür gemacht zu sein schiene." Kant bekennt sich also hier zum Entwicklungsgedanken, während Linné noch von der „Schöpfung" spricht.

Ein allgemeines Menschheitsideal war errichtet; es prägte der Naturwissenschaft um die Mitte des 18. Jahrhunderts seinen Stempel auf. Daß aber ein solches Ideal sich immer nur im Rahmen des eigenen Volkstums verwirklichen läßt, d. h. daß das Menschheitsideal nur dem Geiste des Volkes entsprechen kann, aus dem es geboren, wie 50 Jahre später Fichte und seine Anhänger lehrten, leuchtete dem damaligen Geschlechte nicht ein.

Die Ablösung des Schöpfungsgedankens durch den Entwicklungsgedanken führte dann, wie schon angedeutet, zur Eingliederung des Menschen in das Tierreich. Dr. J. H. Kohlbrugge schreibt in seiner „Morphologischen Abstammung des Menschen" auf S. 90, Anm. 8: „Bei der Durchsicht der Korrekturen waren meine historischen Forschungen so weit fortgeschritten, daß ich vom Jahre 1754 an eine ununterbrochene Reihe von vielen Naturforschern nachweisen konnte, die bis auf Darwin für die Abstammung aus Affen eintraten."

Auch in meiner Bücherei kann ich diese Theorie so weit zurückverfolgen (Aufsätze entsprechenden Inhalts sind u. a. zu finden in den „Physikalischen Belustigungen", 1753 u. folg.), und ich will nur noch auf Joh. Christ. Fabricius hinweisen, der in seinen „Betrachtungen über die allgemeinen Einrichtungen in der Natur" (Hamburg 1781) die Ansicht aussprach, daß die Neger wahrscheinlich aus Mischungen zwischen weißen Menschen und Affen hervorgegangen sind. „Dieses halte ich auch für die Ursache, daß wir außer dem Vaterlande der Affen, Africa, keine Mohren finden. America, ob es gleich denselbigen Himmelsstrich, dieselbige Hitze hat, bringt demohngeachtet keine Mohren hervor, vermuthlich weil es keine Affen hat." Für diese Frage sind auch Linnés und Buffons Naturgeschichten heranzuziehen. Peter Camper wendet sich in seiner Schrift „Über den natürlichen Unterschied der Gesichtszüge im

Menschen" (übersetzt von Th. Sömmering 1792) gegen die Philosophen, die da behaupteten, „es sei nicht unmöglich, daß eine Vermischung zwischen weißen Menschen und Orang-Utangs oder Pongos stattgefunden habe, aus welcher die Mohren ursprünglich herkämen; auch wohl, daß diese Ungeheuer allmählich durch Erziehung verbessert, und endlich Menschen geworden sein könnten".

Die Germanenforschung kam aber über dem allem zu kurz. So sehr wir uns über die Verbreitung des Entwicklungsgedankens freuen dürfen, so sehr müssen wir es andererseits bedauern, daß er ein in germanistischer Hinsicht — trotz aller geleisteten Vorarbeit — nur mangelhaft ausgerüstetes Geschlecht vorfand. Es setzte eine — um ein neuzeitliches Wort zu gebrauchen — öde Gleichmacherei ein, und von nun an begegnen wir häufig Vergleichen zwischen Germanen und den unzivilisierten Naturvölkern fremder Erdteile, deren Kenntnis die häufiger werdenden „Weltreisen" vermittelten.

„Allgemeine Weltgeschichten", die sich von der Überlieferung des Altertums befreit hatten und mit dem nüchternen praktischen Sinne der „Aufklärung" ans Werk gingen, traten nun in Massen ans Licht. Unter ihnen ist die bekannteste und bedeutendste „die allgemeine Welthistorie, durch eine Gesellschaft von Gelehrten in Teutschland und Engelland ausgefertiget", die von der Mitte des 18. bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts in zwei Ausgaben erschien, einer großen in Quart- und einer kleinen in Oktav-Format. Wie wenig der hohe Schwung und die Begeisterung der Humanisten und eines Leibniz in ihr nachwirkten, erhellt aus den Anfangsworten der von Häberlin herausgegebenen Neuen Historie, I. Bd. 1767: „Die Unwissenheit, der Aberglaube, die Fabel und der Hochmut der Menschen haben über den Ursprung und die ersten Schicksale der Nationen Dunkelheit und Finsterniß ausgebreitet: und nachdem man lange genug Irrtümer fortgepflanzt, und dieselben den Nachkommen gemeldet hatte, so verfiel man auf Träume und lächerliche Mutmaßungen, so, daß selbst die ehemaligen Irrtümer Wahrheiten wurden. Beynahe keine Nation in der neueren Geschichte hat in der Bestimmung ihres Ursprunges einen Vorzug vor der andern. Die Deutschen müssen eben so, wie andere Völker, alsbald auf die ersten Taten zurücke gehen, und ihren Ursprung der Vergessenheit überlassen. Es hat zwar der stolze menschliche Verstand, der ohnedem nur zu unnützen Sachen gebohren zu seyn scheint, kühne Versuche gewagt und in der Finsternis einige Strahlen des Lichts entdecken wollen, allein diese Versuche haben sich mitten in der Dunkelheit verloren, und nur die Fabel zum Vorschein gebracht . . .

Die Geschichte verwirft das Nachdenken des Philosophen, und redet nur aus Denkmählern.“ Vielleicht hat aber auch diese Entwicklung schließlich in der Folge etwas Gutes gewirkt: was von den Lehren germanischer Vorzeit auch der nüchternsten Betrachtung standhielt, mußte sich doch als echt und unverlierbar erweisen. Aber die bereits erwähnte mangelhafte Ausrüstung in germanistischer Beziehung brachte es mit sich, daß die Germanenforschung zunächst dem Ansturme der Aufklärung erlag. Man muß sich schon freuen, wenn überhaupt noch Werke erschienen, die das Leben der Germanen wenigstens an der Oberfläche berührten. Dahin gehören: „Die Geschichte der alten Bewohner Teutschlandes“ von Joh. Heinr. Steffens (1752) und der erste Band der „Origines Germaniae“ von C. V. Grupen (1764). Auch Christian Ernst Hanßelmann, der in seinem zweibändigen Werke „Beweiß, wie weit der Römer Macht . . . auch in die nunmehrige Ost-Fränckische, sonderlich Hohenlohische, Lande eingedrungen“ (1768 und 1773) die von der Berliner Akademie gestellte Frage in ergiebigerer Weise beantwortete, als es 1750 geschehen war, hat in seine Darstellung wertvolle Mitteilungen über germanische Altertumskunde, besonders Völkerkunde, einfließen lassen.

Mit innerem Widerstreben scheint man sich damals der germanischen Mythologie genähert zu haben. Man rechnete etwa folgendermaßen: durch den „Stammvater Noah“ müssen die Germanen, wie andere Völker auch, in Berührung mit dem wahren Gott gekommen sein. Wenn sich nun in ihrer Geschichte mehrere Götter und gottesdienstliche Handlungen zeigen, so können sie nur in die abscheulichste Abgötterei gefallen sein. So ungefähr heißt es in der trotz des Titels ziemlich ausführlichen „Kurtzen Erörterung des ehemaligen Religionswesens der Teutschen“ von Siebrand Meyer (1756). Noch schlimmer steht es um die „Historische Nachricht von der alten Teutschen Moedreneck“ von Samuel Walther (1740), die schließlich nur auf ein ödes Schimpfen hinausläuft. Moedreneck = Mutternacht, d. h. Jul oder Fest der Wintersonnenwende. Vornehmer hebt sich davon Justus Mösers (geb. 1720, gest. 1794 zu Osnabrück) Abhandlung ab: „De veterum Germanorum et Gallorum theologia mystica et populari“ (1749). Die Verwandtschaft der Germanen mit Persern, Skythen und Kelten kehrt darin wieder, ebenso die Verwandtschaft ihrer Religionsformen mit denen der Perser und Griechen.

Überhaupt geht neben der großen allgemeinen Strömung der Aufklärung eine andere einher, die, den alten Überlieferungen treu, dem Germanentum gibt, was ihm gebührt. Allerdings hat diese Strömung

auf die allgemeine Anschauung jener Zeit keinen besonderen Einfluß auszuüben vermocht. Dieser uns freundlicher anmutenden Seite gehören an: Joh. Ehrenfried Zschackwitz, „Erläuterte teutsche Alterthümer, worinnen der Teutschen wahrer Ursprung usw. abgehandelt worden“ (1743). Der Verfasser wünscht die im Altertum ruhende Grundlage der deutschen Geschichte sorgfältig ausgebaut zu sehen, aber daran haben es nach ihm die meisten Darsteller germanischen Altertums, selbst Clüver, fehlen lassen. „Unser Teutschland aber betreffend“, schreibt er, „so ist es zwar an dem, daß unter andern Clüver in seiner Germania antiqua, samt noch welchen andern, sich bemühet, den uralten Zustand von selbem zu untersuchen, und solchen darzulegen; gleichwohl aber wann man diese Arbeiten sonder Vorurtheil betrachten will vornehmlich des ersteren seine, wird sich gewiß genug finden, daß selbige unser altes Teutschland, samt dessen Einwohnern, beynahe gantz vollkommen falsch abgemahlet, und dargeleget, welches aber hauptsächlich von daher rühret, daß sothane Alterthums-Arbeiter in denen wunderlichen Gedancken gestanden, ob hätte es in unserm Europa kein kluges Volk gegeben, als nur die Römer, die andern hingegen wären wilde und ungeschlachte Menschen gewesen.“ Zschackwitz erwähnt dann die „Antiquitates Germaniae“ von J. Chr. Cleffel (1733), in denen dieselbe Klage erscheine, unsere Vorfahren seien in den meisten Geschichtsdarstellungen „nur vor dummes Vieh geachtet worden.“ Nach Zschackwitz stammen die Germanen aus Asien, haben aber in Europa sich zur tonangebenden Macht entfaltet. Die Gallier stammen von den Teutschen ab usw. Der Anhang, „warum das Teutsche Reich vor andern Staaten in Europa den Vorrang habe“, wird in seiner Tendenz schon aus diesen Andeutungen ersichtlich. Jedenfalls spricht sich in ihm ein richtiges Empfinden aus. Eine ähnliche Stimmung wie bei Zschackwitz herrscht in dem „Versuch einer Abhandlung von den Urnen der alten Deutschen und Nordischen Völker“ von Joachim Hartwig Müller (1756) vor, nur daß es sich hier in erster Linie um die Kunstfertigkeit unserer Vorfahren handelt, wenn das Werk selbst auch wertvolle Mitteilungen über germanische Mythologie bringt. „Wieviel Verwirrung ist nicht dadurch in den Gebräuchen unserer Väter gemacht worden, da man den Römern zugeeignet, was den Deutschen, und diesen, was jenen eigentlich zugehöret. Das schlimmeste hierbei ist noch dieses, daß durch solch Verfahren vielen die thörigte Meinung eingeflößet worden: es müsten die alten Deutschen eine Art von Leuten gewesen seyn, welche für sich selbst nichts erfinden können, sondern die Erfindungen anderer Völker, sonderlich der Römer, sich hätten zu nutz

machen müssen. Sind das aber Dinge, die man loben kan?“ Müllers Werk ist mit einem Vorworte von Gottfried Schütze eingeleitet worden, der sich wiederum durch seine „Schutzschriften für die alten Deutschen und Nordische Völker“ (neue Ausgabe 1773 und 1776) einen geachteten Namen auf unserem Gebiete erworben hat.

Gleichzeitig mit Müllers Werk erschien J. C. H. Dreyers „Versuch einer Abhandlung von dem Nutzen der heidnischen Gottesgelahrtheit in Erklärung der Teutschen Rechte“, der, seinem Titel entsprechend, die altnordischen Quellen in ergiebiger Weise heranzog.

Das folgende Jahr (1757) hätte zu einer Wiedergeburt im germanischen Sinne führen können, wenn der Geist des Zeitalters ein anderer gewesen wäre. Damals erschien nämlich, von dem Schweizer Bodmer herausgegeben, der zweite Teil des Nibelungenliedes unter dem Titel „Chriemhilden Rache und die Klage; zwey Heldengedichte aus dem schwäbischen Zeitpunkte“. Auch den ersten Teil zu veröffentlichen, hat Bodmer verschmäht, wie er glaubte, „mit demselben Rechte, mit welchem Homer die Entführung der Helena, die Aufopferung der Iphigenia usw. weggelassen hat, auf die er nur bey Gelegenheiten sich als auf bekannte Sachen bezieht“. Die Veröffentlichung erfolgte genau 200 Jahre nach Mitteilung der ersten Stichproben aus dem Nibelungenliede durch Lazius. Auch Goldast, der gute Kenner schwäbischen Schrifttums, hatte, wie Bodmer bemerkt, nichts davon erwähnt [1]). Die erste vollständige Ausgabe des Nibelungenliedes erfolgte erst 1782 durch Christoph Heinrich Myller unter dem Titel „Der Nibelungen Liet ein Rittergedicht aus dem 13. oder 14. Jahrhundert. Zum ersten Male aus der Handschrift ganz abgedruckt“. Es lagen dem allerdings zwei Handschriften zugrunde: die Hohenems-Laßbergsche, die Bodmer benützt hatte, und die Hohenems-Münchener für den ersten Teil. Myller hat seine Ausgabe „Seiner Maiestaet Friedrich dem Großen dritten

---

[1]) Über die Anregungen, die Bodmer durch diese Ausgabe und die der Minnesänger ausstreute, berichtet sehr schön ein in der 2. Generalversammlung des Thüringisch-Sächsischen Vereins für Erforschung des vaterländischen Altertums gehaltener Vortrag: „Was er selbst (Bodmer) voraussagte, ist eingetroffen. An diesen originellen Erzeugnissen des verrufenen Mittelalters entzündeten sich nicht nur viele verwandte dichterische Geister, sondern auch allgemein wirkten sie auch dahin, das Studium der vaterländischen Vorzeit, ja eine Sehnsucht nach jener wundervollen Vergangenheit zu erregen . . .“ Insbesondere wird auf Klopstock verwiesen, aber auch Goethe wird genannt, dessen Aufsatz „von deutscher Baukunst“ (1773) jetzt zwar keine Stelle in seinen Werken eingeräumt sei, „doch hat Deutschland das flüchtige und nur andeutend gesprochene Wort mit Entzücken vernommen, immer hoch und wert gehalten und es nicht fruchtlos verhallen lassen“.

koenige in Preußen, Churfürsten, Markgrafen von Brandenburg usw. in tiefster Ehrfurcht gewidmet“. Das war nun freilich die denkbar ungünstigste Adresse: der König antwortete Myller in durchaus ablehnendem Sinne. Schon 1783 versuchte der Schweizer Joh. von Müller in einer Rezension (Göttingische Gelehrte Anzeigen) die geschichtlichen Grundlagen des Heldengedichtes zu ermitteln. Nach Mitteilung von J. G. Büsching (der Deutschen Leben, Kunst und Wissen im Mittelalter, 1817) war dann der Homer-Übersetzer Joh. Heinr. Voß der erste, der das Nibelungenlied bald nach seinem Erscheinen in der Schule lesen ließ. Am Anfange des 19. Jahrhunderts wurde öffentliche Statistik über die Aufnahme des Heldengedichtes in Schulen und Universitäten geführt.

---

Hier möge das gleichzeitige französische Schrifttum, soweit es unser Gebiet berührt, eingeschoben werden. Bei der französischen Richtung des Berliner Hofes und der Berliner Akademie ist es erforderlich, auch darüber Klarheit zu gewinnen.

Voltaires Stellung zu unserem Thema wirkt schon durch den „familiären“ Ton, den er hier wie auch sonst häufig anschlägt, nicht gerade erfreulich, dennoch darf er hier nicht übergangen werden, weil die große Verbreitung seiner Schriften, und besonders seines Dictionnaire philosophique, ehemals wohl das „Vademecum“ sämtlicher Schriftsteller in Frankreich, seiner Anschauung überall Zutritt verschafft hat. — Schon über die Ergründer keltischen Altertums, das doch sonst den Stolz jedes Franzosen bildet, macht Voltaire sich in dem genannten Werke lustig. Und auch bei der Auseinandersetzung über die Franken erweist er sich als der Geist, der — ich will nicht sagen: stets — aber gern verneint. Voltaire beklagt sich zunächst darüber, daß die Germanen bei der Erorberung des römischen Reiches Italien doch wenigstens seinen Namen, seinem Vaterlande aber nicht einmal diesen gelassen hätten. Er fährt dann fort: „Je viens de lire un auteur, qui commence par ces mots: les Francs dont nous descendons. Eh, mon ami, qui vous a dit que vous descendez en droite ligne d'un franc? Hildvic ou Clodvic, que nous nommons Clovis, n'avait probablement pas plus de vingt mille hommes mal vêtus et mal armés, quand il subjugua environ huit ou dix millions de Welches ou Gaulois, tenus en servitude par trois ou quatre légions romaines.“ Wenn die angegebenen Zahlen stimmen, kann man dazu nur sagen: alle Achtung vor solcher Leistung! Voltaire folgert nun: „Nous n'avons pas une

seule maison en France qui puisse fournir, je ne dis pas la moindre preuve, mais la moindre vraisemblence qu'elle ait un franc pour son origine.“ Nun hätte allerdings bei einem fruchtbaren Volke eine Menge von 20000 Seelen völlig genügt, um ein absterbendes Volk allmählich in sich aufzusaugen. Es ist aber dabei zu berücksichtigen, daß die Franken, auch wenn sie durchaus nicht die Barbaren waren, die die Franzosen jederzeit aus ihnen haben machen wollen, doch auf eine ihnen überlegene Zivilisation stießen, der sie sich allmählich einfügten, so daß im völkischen Sinne schließlich der Sieger zum Besiegten wurde. So ist es denn auch nicht auffallend, daß sich in der französischen Sprache nur ein verhältnismäßig geringer Prozentsatz fränkisch-germanischer Wörter erhalten hat. Im allgemeinen schätzt man das fränkische Gut in der französischen Sprache auf etwa 5—600 Wörter. Ludwig Woltmann schreibt, daß von 24000 Wörtern etwa 1000 germanischen Ursprungs sind, „und zwar sind diese im Altfranzösischen häufiger als im Neufranzösischen“. Über die Art, wie die germanischen Sprachen den ganzen Bau der romanischen Sprachen beeinflußt haben, wird an anderer Stelle zu sprechen sein. Voltaire beschäftigt sich auch mit der Frage nach der Zusammensetzung seiner Muttersprache, fügt seinem Artikel „Français“ ein kurzes Verzeichnis von Wörtern nicht-romanischer Herkunft bei, deren Hälfte er für „teutonischen“ Ursprungs hält; aber auch hier fügt er gleich hinzu: „Mais quand nous aurons bien constaté leur généalogie, quel fruit en pourrons-nous tirer? Il n'est pas question de savoir ce que notre langue fut, mais ce qu'elle est.“ So findet man bei Voltaire immer wieder eine Herabsetzung geschichtlicher Untersuchungen. Gleichwohl hat er kurz vorher zugegeben, daß die „langue tudesque“ bis zur Zeit Karls des Kahlen die Hofsprache war. — Nach diesen Darlegungen werden wir ohne besondere Erwartungen an Voltaires größeres geschichtliches Werk: Essai sur les moeurs et l'esprit des nations herantreten. Es findet sich in dem Werke in der Tat nichts besonderes, das mit unserem Thema in Verbindung stände. Am interessantesten ist noch das Kapitel über die verschiedenen Menschenrassen am Beginn des ersten Buches, in welchem wenigstens die geistige Unterlegenheit der Neger gegenüber den europäischen Völkern festgestellt wird. Und wenn Voltaire in demselben Kapitel schreibt, que de Nègres et des Négresses, transportés dans les pays les plus froids, y produisent toujours des animaux de leur espèce, so bedeutet diese Erkenntnis der Beständigkeit einer Rasse doch einen großen Fortschritt gegenüber dem, was Kant in seiner Abhandlung „Bestimmung des Begriffs einer Menschenrace“ über

den gleichen Gegenstand zu sagen hatte. Den Untergang des römischen Weltreiches führt Voltaire auf die durch das aufkommende Christentum gelähmte Widerstandskraft zurück: „La différence de l'Homoiousios à l'Homoousios mettait le trouble dans l'Orient et dans l'Occident.“ Ferner: „Le christianisme ouvrait le ciel, mais il perdait l'empire.“ Das römische Reich habe damals schon mehr Mönche als Soldaten gehabt, und aus den Nachkommen der Scipionen seien Glaubensstreiter geworden. Das ist zu seinem Teile gewiß richtig, aber was Voltaire auf der anderen Seite vergißt, ist die innere Überlegenheit der Germanen, die sie schon früh in hohe Ämter führte und sie dann befähigte, auf den Trümmern des Reiches ihre eigenen Staaten auf germanischer Grundlage zu organisieren.

Ein Zeitgenosse Voltaires, und in mancher Hinsicht sein Gegner, der Abbé de Mably, war sogar darüber im Zweifel, ob die Franken überhaupt zu den Germanen zu rechnen seien. Er beginnt seine „observations sur l'histoire de France“ (in erster Auflage 1765 erschienen) folgendermaßen: „On ne peut faire que des conjectures sur l'origine des Français; s'ils ne sont pas Germains, il est sûr du moins, soit qu'ils viennent de Pannonie, du Nord, ou des Provinces voisines des Palus Méotides, qu'ils habitèrent assez longtemps la Germanie pour en prendre les moeurs et le gouvernement.“ Warum diese alten Hypothesen aufgewärmt werden, könnte zweifelhaft sein, wenn nicht die Absicht, die Franken wieder in das Chaos der Sage und der Barbarei zurückzustoßen, allzu offensichtlich wäre.

Alle seine (französischen) Zeitgenossen übertraf dem Gehalt nach Charles Secondat Baron de Montesquieu (geb. 1689, gest. 1755) in seinem 1748 erschienenen Esprit des loix, der zwar auch im Dienste der naturwissenschaftlichen Aufklärung stand, aber doch eine vornehmere Richtung als Voltaire bekundete. Sein Werk erregte sofort — und mit Recht — das größte Aufsehen. Seinem tiefgehenden Einflusse ist es nach Eduard Arnd[1]) zu verdanken, daß Leopold von Toscana in seinen Staaten die Todesstrafe abschaffte und fast in ganz Europa die Kriminaljustiz verbessert und dadurch der Zustand der niederen Klassen gehoben wurde. Die freudige Aufnahme des Werkes wird auch dadurch bewiesen, daß in 7 Monaten 12 Auflagen, in 2 Jahren 22 Auflagen davon erschienen. Im Gegensatze zur bisherigen Geschichtschreibung, die ihr Kultur-Ideal im alten römischen Reiche

[1]) Geschichte der französischen Nationalliteratur von der Renaissance bis zur Revolution, 2 Bände, Berlin 1856.

erblickte und danach alle sonstigen Kulturerscheinungen abschätzte, betrachtete „Montesquieu in dem Esprit des lois Verfassungen und Gesetze wie natürliche Produkte, aus dem Boden der einzelnen Epochen und Nationalitäten, aus einer inneren Notwendigkeit, emporgewachsen, und die deshalb im ganzen keine anderen sein konnten, als sie eben waren“ (Arnd). In dem Bestreben, die Verschiedenartigkeit der Völker und ihre Gesetzgebungen auf die Einwirkung der Bodenbeschaffenheit und des Klimas zurückzuführen, ist Montesquieu allerdings einer gewissen Einseitigkeit nicht entgangen, indem er, wie Arnd richtig bemerkt, nicht bedacht hat, daß oft derselbe Boden verschiedene Rassen getragen hat. Nicht anders ist es ja schließlich in Frankreich selbst gewesen, dessen durch Franken, Westgoten und Burgunden geschaffene germanische Kulturgrundlage Montesquieu freudig anerkannt hat. Sich selbst hat Montesquieu nach einer Mitteilung Eduard Engels im Türmer, 1905, die auch von der Polit.-anthrop. Revue aufgenommen worden ist, nie für einen Gallier, sondern für einen Abkömmling der Franken gehalten.

Wie Montesquieu den Charakter der nordischen Germanen erklärt, mutet an, als sei es in der Gegenwart geschrieben: „On a donc plus de vigueur dans les climats froids. L'action du coeur et la réaction des extrémités des fibres s'y font mieux, les liqueurs sont mieux en équilibre, le sang est plus déterminé vers le coeur, et réciproquement le coeur a plus de puissance. Cette force plus grande doit produire bien des effets; par exemple, plus de confiance en soi-même, c'est-a-dire plus de courage; plus de connaissance de sa supériorité c'est-à-dire moins de désir de la vengeance; plus d'opinion de sa sûreté, c'est-à-dire plus de franchise, moins de soupçons, de politique et de ruses; enfin, cela doit faire des charactères bien différents.“

„Statt der Harmonie (der Südvölker) haben wir Charakter“, sagt Adolf Bartels in seiner deutschen Litteraturgeschichte, indem er auf den größeren Reichtum an Individualitäten unter den Germanen hinweist. Und nicht viel anders als Montesquieus Darlegungen klingen die Worte Heinrich Driesmans: „Jedenfalls dürften z. B. die Arier im allgemeinen und die Germanen im besonderen ihre elastischere, frohgemutere Natur unter erschwerteren, aber das Lebensgefühl im höchsten Grade herausfordernden und steigernden Bedingungen in einem solchen Milieu (nämlich der Eiszeit) gewonnen haben.“

Mit seinen Considérations sur les causes de la grandeur et de la décadence des Romains (1734) hat Montesquieu einen bescheidenen

Vorläufer geschaffen für Edward Gibbons bedeutendes Werk „the history of the decline and fall of the roman empire“ (1774), aus welch' letzterem hier ein Satz in der Übersetzung Dr. Woltmanns wiedergegeben sei: „Die Gestalt der Menschen wurde immer kleiner, und die römische Welt war in der Tat mit einem Geschlecht von Zwergen bevölkert, als die wilden Riesen aus Norden einbrachen und die kleine Brut verbesserten. Diese stellten den männlichen Geist der Freiheit wieder her und nach dem Umlauf von zehn Jahrhunderten wurde die Freiheit die glückliche Mutter des Geschmacks und der Wissenschaften.“

Eine germanenfreundliche Stimmung kommt auch in Joseph Barres 1748 erschienener „histoire générale d'Allemagne“ zum Ausdruck. Der Verfasser sagt in seiner Vorrede (nach der 1749—1750 in 8 Bänden erschienenen deutschen Übersetzung): „Indem ich mich auf eine so weitläufige Laufbahn, als die Geschichte ist, begab: so hatte ich meine ersten Absichten auf Deutschland gerichtet. Dies geschah nicht ohne Ursache. Ich konnte dieses Land gewissermaßen als mein Vaterland ansehen, weil meine Vorfahren daraus herstammen.“ Leider begegnet man diesem erfreulichen Standpunkte in Frankreich nicht häufig.

---

## 7. Die skandinavische und deutsche Vorgeschichtsforschung in ihren Wechselbeziehungen 1750–1800.

„Die nordische Poesie . . . ist eine Äolsharfe, durch welche der Sturm der Wirklichkeit in Melodien streicht."
Jean Paul (1804).

Dem Zeitalter Rudbecks mit seiner edlen Begeisterung für die vaterländische Vorzeit war auch in Skandinavien ein solches der Ernüchterung gefolgt; auch dort hatte die Germanenforschung ein anderes Gesicht erhalten. Zwar ist als vereinzelte Nachwirkung Rudbeckschen Geistes noch Johannes Göranssons 1750 erschienenes Werk: Bautil, det är: alle Svea och Gotha-Rikens Runstenar zu bezeichnen. Der Verfasser gibt darin, — ganz im Sinne des Olaus Magnus — der nordischen Runenschrift die Priorität vor allen anderen Schriftarten und setzt ihren Ursprung auf etwa 2000 v. Chr. fest. Auch ist nach ihm die prosaische Edda 300 Jahre vor Trojas Fall aufgezeichnet worden. Über die Zusammenhänge der Troja-Sagen mit einzelnen Teilen der Edda hat vor etwa zwei Jahrzehnten Carus Sterne überraschendes Licht gebreitet, und erkennt man diese Forschungen an, so wird man auch die wohl mehr von Ahnungen als sicheren Erkenntnissen getragenen Auslassungen Göranssons nicht vom Grunde aus verurteilen können. Das Gefühl eines besonderen Alters der Runen ist im Norden überhaupt bis ins 19. Jahrhundert hinein nicht völlig verlorengegangen. Göranssons Zeitgenosse, Olaf Dalin, vergleicht die Runen mit der ältesten griechischen Schrift, und dasselbe tut der „Leitfaden zur nordischen Altertumskunde", 1837 (Übersetzung des 1836 erschienenen ledetraad til nordisk oldkyndighed), indem er noch die ältesten keltiberischen und etrurischen Buchstaben hinzufügt. Das dürfte wohl eine auch von uns Modernen anzuerkennende Mittellinie zwischen Göranssons und der neueren im wesentlichen durch Ludwig Wimmer beeinflußten Ansicht vom Alter der Runen sein, und dieser Mittellinie habe ich in einem gegen Dr. Gustav Neckel gerichteten Artikel (Zeitfragen vom 10. Mai

1909) auf Grund der ältesten mit Schriftzeichen versehenen griechischen Münzen das Wort geredet. Durch die Erforschung der ältesten europäischen Schrift (auf Megalithen usw.), die seit etwa einem Jahrzehnt eingesetzt hat, dürfte der bisherige Rahmen noch bedeutend erweitert werden. Vgl. hierfür namentlich Dr. Georg Wilke, Südwesteuropäische Megalithkultur und ihre Beziehungen zum Orient, Nr. 7, der von Prof. Gustaf Kossinna herausgegebenen Mannus-Bibliothek.

Aber so groß die Freude auch sein mag, die das warme Interesse Rudbecks und Göranssons an der germanischen Vergangenheit in uns auslöst, so wollen wir es doch auch als einen großen Gewinn bezeichnen, daß unmittelbar neben Göransson das Bestreben einsetzte, die germanische Altertumskunde in ihren Umrissen und Ergebnissen nicht nach äußeren Ähnlichkeiten beispielsweise mit der klassischen Archäologie zu bestimmen, sondern sie von innen heraus Schritt für Schritt zu gestalten, mochten dabei zunächst auch liebgewordene Ansichten in die Brüche gehen. Einer der ersten unter denen, die eine neue Zeit in der germanischen Altertumskunde einleiteten, war Johannes Ihre (seit 1737 Professor an der Universität Upsala, starb 1780), über den ich näheres in Rud. Raumers Geschichte der germanischen Philologie, S. 200 ff., nachzulesen bitte. Unter seinem Rektorate wurde 1746 u. a. eine Dissertation von Andreas Schick eingereicht: Νῆσος Atlantis, deren Verfasser von Rudbeck abrückte und die Atlantis in Palästina zu finden glaubte. Eine andere unter demselben Rektorate 1758 eingereichte Abhandlung „disputatio academica, sistens Peregrinationes gentium septentrionalium in Graeciam" von Magnus Olaus Beronius, drückt sich stark ironisch über den skandinavischen Ursprung der germanischen Völker aus: „O! felix olim patria nostra, quantum jam degeneravit a pristina fertilitate sua, quum, quae exuberante pridem incolarum multitudine nutans, quoquoversum, si Diis placet, missis coloniis, famam sui late propagaverat, vix hodie quantum civium ipsi tantummodo excolendae sufficiat, progignere valeat." Einen besonderen literarischen Wert dürfen diese Abhandlungen natürlich nicht beanspruchen, sie zeigen eben nur den veränderten Standpunkt.

Ebensowenig kommen die großen Werke des aus Aarhus stammenden Theologen Erik Pontoppidan[1]) wissenschaftlich in Betracht; sie sind zwar im einzelnen interessant zu lesen, im ganzen genommen sind sie aber doch, wie schon Ludwig Wachler erkannt hat, nur „Kompilationen".

[1]) Theatrum Daniae veteris et modernae. Oder: Schau-Bühne der alten jetzigen Dännemarcks, Bremen 1730, und: Gesta et vestigia Danorum extra Daniam, Leipzig 1740, 3 Bde.

Bedeutend höher steht die Dänische Reichs-Historie [1]) Ludwig Holbergs, der wohl den goldenen Mittelweg zwischen der älteren und neueren Forschung eingeschlagen hat. Er beginnt seine Geschichte mit dem Auszuge germanischer Völker aus dem Norden, unbekümmert um die in die fernste Urzeit wie in die Verbindung mit dem Orient hineinspielenden Hypothesen.

Die durch Leibniz gefestigte Lehre vom Ursprunge der germanischen Völker von den Skythen am Kaspischen Meere findet sich dann völlig ausgebildet in Olof Dalins „Geschichte des Reiches Schweden" [2]). Mit diesem Werke, das jetzt in den Geschichten germanischer Philologie kaum genannt wird, obgleich es die ältere und älteste Zeit Schwedens sehr ausführlich, und zwar nach jeder Richtung hin, behandelt, beginnt wohl diese schon damals in allen sonstigen Ländern längst verbreitete Anschauung vom Ursprunge der Germanen auch im Norden heimisch zu werden. Wenn sich bei Dalin auch die Urzeit in skythische Wildnis verliert, so kommt doch in seinem Werke eine gesunde Kritik zum Ausdruck; er lehnt es z. B. ab, den Stammbaum der germanischen Völker bis auf Noah zurückzuführen. „Die eigentliche Zeit der ersten Bevölkerung der nordischen Länder bestimmen zu wollen, wäre eine ebenso vergebliche Mühe, als die Nachsuchung unsers Stammvaters unter Noahs Söhnen unnütz und ungewiß." — Interessant, wenn auch schwer zu sagen, ob hier eine Vorahnung moderner Wissenschaft vom Zusammenhange der Sprachen vorliegt, ist Dalins Auffassung: „Die alte skythische oder keltische Sprache (die aber nach einer Anmerkung doch wieder voneinander verschieden sind), die vom Kaspischen und Schwarzen Meer an bis zu äußerst nach Norden hinauf, und über unsere Skandische Inseln geredet worden, ist eine von den ältesten der Welt, von welcher die Griechische und Lateinische, wo nicht als Töchter, wenigstens als jüngere Schwestern von einer Mutter angesehen werden können. Diese Sprache hat als Mutter die Schwedische, Norwegische, Dänische, Deutsche, Holländische, Englische, und alles was im Französischen, Italienischen und Spanischen nicht Latein ist, erzeuget." 1786 wurde durch William Jones auch das Sanskrit in diese Reihe (Griechisch, Germanisch, Keltisch, Lateinisch) einbezogen. Der erste Band enthält auch eine ziemlich ausführliche Darstellung „von der ältesten Gotteslehre" und „von dem Götzendienst der alten Schweden", die an sich schon ein Beweis dafür wäre, daß

[1]) Dänisch 1732/35, in deutscher Übersetzung 1757 erschienen.

[2]) Schwedisch 1747, deutsch 1756/63 in 4 Bänden erschienen.

die Skandinavier nicht erst — wie es nach Prof. R. M. Meyers Darstellung [1]) den Anschein hat — auf den „Ausländer Mallet" zu warten brauchten, um über ihre Mythologie belehrt zu werden, zumal R. Nyerup [2]) bekunden konnte, daß „Mallet seinem Werke nie einen solchen Grad der Reichhaltigkeit und Genauigkeit hätte geben können, wäre er dabei nicht von John Erichsen unterstützt worden". Zum Lobe Mallets muß indessen gesagt werden, daß er sich als ein vorsichtiger Forscher erwiesen hat, der sich auch in bezug auf die Urgeschichte nicht zu verstiegenen Hypothesen hinreißen ließ. Sein Werk erschien in zwei Teilen zu Kopenhagen (Introduction à l'histoire de Dannemarc, 1755 [3]), und Monumens de la mythologie et de la poisie des Celtes et particulièrement des anciens Scandinaves, 1756). Mallets Werk hat sich — darin hat Prof. R. M. Meyer recht — langer Nachwirkungen erfreut, und es könnte, obgleich es selbst nicht daran beteiligt ist, als Symbol für eine allgemeine Entfremdung gegenüber der heimischen Vorzeit gelten; wenigstens trennten sich jetzt die Wege der Geschichtsforscher auffallend. Ein leiser Nachklang der alten herrlichen „gotischen" Zeit mag wohl hin und wieder die Oberfläche berührt haben, der Zweifel an dem Ursitze der Germanen und ihrer Kultur in Skandinavien war einmal rege geworden und verstummte nicht wieder.

Aus der ganzen Zeit bis zum Ende des 18. Jahrhunderts ist mir nur das Werk von F. W. von Wedel-Jarlsberg „Abhandlung über die ältere skandinavische Geschichte von den Cimbern und den Scandinavischen Gothen", Kopenhagen 1781, als ein solches bekannt geworden, das den Ursprung der Goten usw. mit Skandinavien verknüpft. Bei den Zeitgenossen stand dieses Werk in hohem Ansehen, es ist aber in so unvorteilhafter Ausstattung und so mangelhaftem Drucke erschienen, daß es später keine Freunde mehr gefunden zu haben scheint.

Des Verfassers Standpunkt bekundet sich gleich am Beginn der Vorrede: „Scandinavien, benebst dem Scandinavisch-Cimbrischen Ursprung der in Gallia Celtica niedergelassenen, und sich von dar in Italien und im südlichen Europa ausgebreiteten Celten, waren den Massiliensern bereits Jahrhunderte hindurch bekannt gewesen, ehe und bevor die Römer und Griechen hievon Kenntnisse erhielten." Ferner:

---

[1]) Altgermanische Religionsgeschichte, 1910, S. 580.

[2]) „Übersicht der Geschichte des Studiums der skandinavischen Mythologie", Kopenhagen 1816.

[3]) Diese „Introduction" führt schon in den zweiten Teil ein, gibt also keine „pragmatische" Geschichte.

„Des Pytheas Nachrichten von dem Scandinavischen Haupt-Celtica, von welchem das Gallische Celtica den Namen erhalten hat, nachdem sich die Cimbrische-Skandinavische Pflanzvölcker in selbigem niedergelassen haben, machen uns Alles, was von deren Ausbreitung von dem sich vom Nord-Pol bis zu der Meotischen See erstreckenden Celtica gemeldet wird, begreiflich. Sie belehren uns die sehr natürliche Ursache von der, in den Zeiten der Unwissenheit, als ein Wunder ausgeschrieenen Vermehrung dieser Pflanzvölker, von deren Würklichkeit ihre Ausbreitung und ihre Unternehmungen zeugen." Und endlich: „Ich verhoffe, daß mir der unpartheyische Leser nicht das Zeugniß wird versagen können, daß ich mich einzig durch die mit Fleiß erforschte Geschichte und die gesunde Vernunft habe leiten lassen, wenn ich Scandinavien als den Hauptsitz der Cimbrer, und hiernächst der früheren Gothen, festsetze, nachdem ich getreulich die Gründe meiner Abweichung von den bisherigen Hypothesen angezeigt habe."

Wedel-Jarlsbergs Ansicht, die die Cimbrer zu Galliern (Celten) macht, findet ein Gegenspiel in einer 1774 in A. F. Büschings Magazin für die neue Historie und Geographie anonym erschienenen Abhandlung „Von der Gothen Herkunft". In derselben werden die Heruler, Rugier, Burgunder und Gothonen zu Slawen gemacht. Als in der neunten allg. Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft zu Kiel (1878) Poesche für das Slawentum der Sueven, Langobarden und der vandalischen Völkerschaften eintrat[1]), hätte er, statt sich auf Werſebe (ca. 1825) zu berufen, auf diesen noch 50 Jahre älteren Artikel zurückgreifen können. Der innere Zusammenhang dieser drei Stimmen bleibt jedenfalls gewahrt — auch eine „Genealogie der Theorien".

Seit dem Zeitalter Rudbecks ist das Werk von Wedel-Jarlsberg, soweit ich feststellen kann, das erste, das den Ursprung der Germanen an Skandinavien knüpft. Ein Gegenstück zur Atlantica Rudbecks hatte zwei Jahre vor W.-J. der französische Astronom Bailly in seinen „Lettres sur l'Atlantide de Platon" (Paris 1779) geschaffen. Über dieses Werk, das mir bisher nicht zugänglich war, berichtet Karl Ernst Adolf von Hoff[2]) „Bailly sucht die Atlanten des Plato ... im äußersten Norden, und läßt sie aus dem nördlichen Asien und durch dasselbe allmählich nach südlichen Gegenden, über den Caucasus nach

---

[1]) S. Korrespondenzblatt der Gesellschaft usw., 1878, S. 137 ff.

[2]) „Geschichte der durch Überlieferung nachgewiesenen natürlichen Veränderungen der Erdoberfläche", Bd. I, Gotha 1822, S. 170 ff.

Persien, Indien, Ägypten usw. wandern, diese Länder verheeren, erobern, endlich ihnen ihre Sitten, Gebräuche, Religion, Mythen usw. mitteilen. Aus jenem hohen Norden geht ihm die vor Jahrtausenden begründete Indisch-Ägyptisch-Griechische Welt hervor . . . Bailly hat vieles aufgefunden, was seiner Hypothese Stützen leiht. Von Seiten der Natur findet er sie in dem Gedanken Buffons von der ehemals auf dem Erdballe überall gleich verteilten Wärme, und von seinem allmählich von den Polen zur Linie hinaufsteigenden Erkalten." Die Ähnlichkeit mit Rudbeckschen Gedanken ist allerdings überraschend, nur daß hier an die Stelle Skandinaviens Nord-Sibirien tritt. Immerhin hat Baillys Lehre über den Werdegang des Menschen vom Nordpol her Dr. Ludwig Wilser veranlaßt, ihren Urheber als Vorläufer der modernen Lehre vom „nordischen Schöpfungsherd" [1]) in Anspruch zu nehmen, wenn auch die Wege Baillys und der Modernen, die für ein Schöpfungszentrum im Norden Europas eintreten, nicht völlig übereinstimmen.

Der Zweifel ging so weit, daß man fragte, ob denn die Germanen überhaupt die ersten Bewohner Skandinaviens waren. Dalin hatte sich noch damit beholfen, daß er Skandinavien erst in verhältnismäßig später Zeit als Insel aus dem Weltmeere hervorgehen ließ, die dann bald von nordisch-skythischen Stämmen besiedelt wurde; eine Theorie, mit der Dalin allerdings auf vielfachen Widerspruch stieß. Auf den Schweden Dalin folgte der als Geschichtschreiber bedeutendere Däne Peter Frederik Suhm, der von etwa der Mitte des 18. Jahrhunderts bis 1798 wirkend, sein Zeitalter und die Auffassung altnordischer Geschichte und Mythologie ungeheuer beeinflußt hat. Seinen hier zu nennenden großen Werken mit den vielversprechenden Titeln „Om de Nordiske Folks aeldste Oprindelse" (Kopenhagen 1770) und „Historie om de fra Norden udvandrede Folk" (2 Bde., Kopenhagen 1772/73) hat man indessen seinen 1790 in deutscher Übersetzung erschienenen, aber schon 1769 verfaßten „Versuch eines Entwurfs von einer Geschichte der Entstehung der Völker im allgemeinen, als eine Einleitung zu einer Geschichte von der Entstehung der Nordischen Völker insonderheit" beizugesellen, in dem der Stammbaum der germanischen Völker wieder in der mosaischen Genealogie endet, und der mosaische Bericht als sicher beglaubigte geschichtliche Quelle hingestellt wird. Ein anderer Forscher (Sven Lagerbring, Verfasser der 1759 erschienenen Svea Rikes Historia) lieferte das urgeschichtliche Schweden der finnischen Urbevölkerung aus.

[1]) Zeitschrift für den Ausbau der Entwicklungslehre, 1909, Heft 5.

Auf Deutschland hatte die nordische Mythenforschung eine doppelte Wirkung. Die eine Richtung, gekennzeichnet durch Schlözer, Adelung und Rühs, ging noch weiter als Ihre, indem sie das hohe Alter der Edda-Lieder, sowie ihren mythologischen Wert, überhaupt verwarf, ja in ihnen kaum den Widerschein römischer oder christlicher Ideen zu sehen vermeinte und manches, auch die Sagas, zu Weibergeschichten in den Spinnstuben herabsetzte. Die andere Richtung, die ihre bedeutendsten Vertreter in Herder, Klopstock und Gräter fand, erkannte den hohen Wert der Edda-Lieder und verschaffte ihnen durch würdige Übersetzungen und Übernahme nordischer Stoffe in die eigenen Werke Eingang in die Herzen der Deutschen. Schon 1773 hatte Herder eine Übersetzung der Vegtamskvidha veröffentlicht [1]), 1779 folgte die Völuspa und das Runen-Kapitule in dem 2. Teile der „Volkslieder". Von Herder ist dann noch besonders der berühmte Iduna-Aufsatz in Schillers Horen, 1796, Heft 1, zu erwähnen, und auf der gleichen Höhe wie dieser standen einige Arbeiten Gräters in dem von ihm seit 1791 herausgegebenen „Bragur". Selbst ein deutscher Göransson fehlte zu jener Zeit nicht. Es war der Konsistorialrat Jacob Schimmelmann, der in seiner 1777 zu Stettin erschienenen Übersetzung der isländischen Edda Gedanken wie die folgenden aussprach: Ihr Alter erstreckte sich bis an die 1500 Jahre vor Christi Geburt; Sämund Frode habe sie nur im 11. Jahrhundert aus lang verborgen gewesenen Runenschriften ans Licht gestellt; für ihr hohes Alter zeuge der alte erhabene sibillinische, jetzt fast unnachahmliche Stil, vornehmlich aber ihr Inhalt. Dieser sei ganz kirchlich, umfasse das ganze christliche Religionssystem. Überhaupt sei die Edda eine göttliche Offenbarung für die alten nordischen Völker, denn es sei nicht anzunehmen, daß Gott sich einzig und allein dem jüdischen Volke, das nur ein Tausendstel aller Erdbewohner umfasse, mitgeteilt haben soll [2]).

Überhaupt begannen jetzt deutsche und nordische Forscher in engere Fühlung miteinander zu treten, und wo seither eigentlich nur Übersetzungen nordischer Geschichtswerke in Deutschland zutage gefördert wurden, machte sich jetzt die deutsche Forschung unabhängig von nordischen Vorlagen. Zwar nicht in dem Sinne, daß sie etwa auf die Benutzung der Überlieferungen und Quellen verzichtet hätte, aber sie

[1]) „Auszug aus einem Briefwechsel über Ossian und die Lieder alter Völker" in der Sammlung „Von deutscher Art und Kunst", die bekanntlich auch Goethes Beitrag „Von deutscher Baukunst" enthält.

[2]) So nach Bd. 5 der „Bibliothek der Romane", Berlin, Himburg 1780, S. 244, vgl. auch Nyerups Gesch. d. Studiums der skandinavischen Mythol., 1816, S. 26/28.

durchdrang sie jetzt mit eigener, z. T. ganz erbarmungsloser Kritik. Als einer der ersten unter den Deutschen, die auf diese Weise die Sonde an die alt-nordische Geschichte legten, muß August Ludwig Schlözer genannt werden. Der Begriff „nordische Geschichte" ist Schlözer zu unbestimmt und weitgehend, weil unter ihm die verschiedenartigsten Elemente zusammengefaßt werden müßten. „Unsere klassische Erziehung", schreibt er auf S. 288 seiner „Allgemeinen Nordischen Geschichte" [1], die uns mit sogenannten gelehrten Sprachen beschäftigt, flößt uns unvermerkt einen Ekel an Sprachen solcher Nationen ein, die zwar itzo noch, aber in der Dunkelheit, existieren." Wer nun aber annehmen wollte, daß Schlözer beabsichtigte, den gelehrten, klassischen Sprachen die germanischen gegenüberzustellen, würde sich sehr irren. Gemeint sind vielmehr: Lappisch, Samojedisch, Kalmuckisch. Diese Sprachen schließlich auf einer Linie mit den germanischen — weiter kann die Nivellierungssucht nicht gehen. Verhaßt sind Schlözer insbesondere die einseitigen Annalisten, die „Stoppler", deren Arbeiten absolut keine Aufklärung über die Herkunft der Völkernamen und die ethnologischen Zusammenhänge schaffen könnten. Im Gegensatze zu diesen fruchtlosen Arbeiten empfiehlt er (S. 211) das botanische System Linnés auf die Völkerkunde zu übertragen: „Es ist ein Systema Populorum in Classes et Ordines, Genera et Species, redactum möglich: die Sprachen würden für den Geschichtsforscher, was die Staubfäden für den Kräuterlehrer sein. Aber vorher wäre eine Philosophia ethnographica nötig, damit kein Rudbeck, kein Pezron, kein Becanus [2]) dieses großes Leibnitzische Projekt durch eine verkehrte Ausführung lächerlich machte."

Nach diesen zweifellos sehr stichhaltigen Erörterungen können wir es Schlözer nicht verdenken, wenn er durch die mosaische Völkergeschichte einen dicken Strich macht. „Meinetwegen", schreibt er, „mögen alle heutigen nordischen Völker von Jafet und dessen von Mose benannten Söhnen und Enkeln abstammen. Aber da ich jetzo noch fünf verschiedene Völker im Norden finde, und folglich fünf Stammlinien aufwärts zu ziehen habe und doch nicht weiß, an welche Mosaische Jafetiten, oder an wie viele derselben diese Linien zuletzt stoßen, — — — so helfen mir alle diese Namen nichts." Darum lautet die Schlußfolgerung: „Kein Wort mehr von Mose in unserer Nordischen

[1]) Halle 1771; auch 31. Teil der „Allgemeinen Welthistorie".

[2]) Bei Pezron hat Schlözer vermutlich an das Werk über die Kelten (1703) gedacht. Becanus hat in seinen „Origines Antverpianae" den Ursprung Antwerpens bis ins Paradies zurückgeleitet. S. Kuhl, Anfänge des Menschengeschlechts, 1875, Bd. I, S. 33.

Geschichte." Aber auch „kein Wort mehr von Celten, Scythen, Celto-Scythen und Sarmaten. Dies sind alles Lieblingswörter der tiefen Unwissenheit der Alten in der Kosmographie: die Not ließ sie unter den Griechen entstehen; Eitelkeit und Mißverstand pflanzten sie zu den Römern fort; und Unkritik und Mode lallen sie auch noch heutzutag, bei einem ungleich größeren Lichte der Weltkunde, den alten angebeteten Ignoranten nach."

Alle diese Äußerungen richteten sich in erster Linie gegen nordische Forscher, die wie Dalin und Suhm — von Rudbeck gar nicht erst zu reden — nach Schlözers Meinung den Anfang nordischer Geschichte in Hypothesen gehüllt hatten, statt ihr eine geschichtlich und naturgeschichtlich wohlgefestigte Grundlage zu geben. Und weil Schlözer nicht allein blieb, sondern bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts hinein in Adelung und Rühs ebenso kritische Nachfolger hatte, wurde im Norden heftiger Widerspruch lebendig, zumal man auch die Mythologie und die Echtheit der Edda mit bis dahin unerhörter Schärfe angegriffen hatte.

Gleichsam zum Ersatze dafür wirkte die Richtung Herder-Gräter wiederum anspornend auf den Norden. Von der Kopenhagener Universität wurde 1800 — vielleicht unter engster Anlehnung an Herders Iduna-Aufsatz — die Aufgabe als Preisfrage aufgestellt: „Wäre es nützlich für die schöne Literatur des Nordens, wenn die alte nordische Mythologie anstatt der griechischen eingeführt und allgemein angenommen würde?" [1]) Es lag in der Frage etwas wie das Wiedererwachen germanischen Urgefühls. Unter den eingegangenen Beantwortungen befand sich eine Arbeit des damaligen Studenten Adam Öhlenschläger, der bald darauf von seiner Theorie praktische Anwendung machte, indem er altnordische Stoffe in seinen Dichtungen neu belebte. So groß wurde sein Einfluß, daß er gewissermaßen als Neuschöpfer nordischer Mythologie gepriesen wurde [2]). Dasselbe traf auf Nicolai Frederik Severin Grundtvig zu, der bereits 1807 eine Abhandlung über die Asalehre und 1808 eine von Rühs scharf bekämpfte Nordische Mythologie herausgegeben hatte und dann später ebenso wie Öhlenschläger die mythologischen Stoffe selbst dichterisch verwertete. Es scheint dem deutschen Kritiker damals entgangen zu sein, daß Öhlenschläger wie Grundtvig die alte Mythologie neu belebten und formten, so daß unter ihrer Dichterhand die alten Götter und Helden zum Teil eine neue Gestalt gewannen. Auf

---

[1]) Nyerup, S. 51.

[2]) So veröffentlichte 1826 Dr. J. L. Heiberg — derselbe, gegen den Hebbel 1843 polemisierte — eine „Nordische Mythologie, aus der Edda und Öhlenschlägers Dichtungen dargestellt".

die literarische Fehde zwischen Grundtvig und Rühs hat Prof. R. M. Meyer auf S. 583 seiner Altgermanischen Religionsgeschichte hingewiesen. Gewiß, Grundtvig ist mit den deutschen Kritikern recht unsanft umgesprungen, aber doch nur deshalb, weil er sich von der übergroßen Nüchternheit eines Schlözer und besonders Adelung abgestoßen fühlte. Vielleicht hat darum R. M. Meyer in Grundtvig „einen ersten Vertreter des deutschfeindlichen Chauvinismus" erblickt, ein Urteil, das angesichts des geschilderten Zusammenhangs doch wohl nicht stichhaltig ist. Wie es in Wirklichkeit um seinen „Chauvinismus" bestellt war, berichtet Dr. A. H. Hollmann[1]: „Unter ‚dänisch sein' verstand Grundtvig nicht eine mehr oder minder äußerlich aus bestimmten Anlässen zur Schau getragene ‚patriotische Gesinnungsriecherei', sondern er verstand darunter natürlich das, was er selbst war, eine innerlich nationale Persönlichkeit, gewachsen auf dem historischen Boden seines Vaterlandes, geprägt von dessen Sprache und beseelt von dessen völkischer Eigenart. Oder um in Grundtvigs Sinne bildlich zu sprechen: er meinte, daß jede Nationalität so wie die verschiedenen Holzarten ihre ganz eigentümliche Maserzeichnung hat; nur der Kosmopolit hat keine, er ist wie Sägemehl oder graues Tütenpapier. Das Nationale ist es, in dem der Mensch Wert und Wurzel hat, und wenn Grundtvigs Schlagwort war: ‚Zuerst das Menschliche und dann das Christliche', so will das sagen: erst national und dann christlich."

Grundtvigs Überzeugung war, daß die humanistische Richtung den Bruch in die nationale Entwicklung seines Vaterlandes hineingetragen hat; darum bekämpfte er diese und forderte nationales Wachstum aus der eigenen Quelle. Damit hat er selbstverständlich die Antike nicht abgelehnt, die hellenische Kultur war ihm sogar vorbildlich, und zwar deshalb, „weil sie den Schwerpunkt in sich selbst enthielt". Das war es, was er auch den nordisch-germanischen Reichen wünschte. Es ist dasselbe Programm, nach dem auch unsere deutsch-völkischen Kreise arbeiten, wenn sie auch zuweilen die strenge Folgerichtigkeit, die die Tätigkeit ihres großen Vorgängers in Dänemark auszeichnet, vermissen lassen. Wer sich über Grundtvig und seine Bestrebungen weiter zu unterrichten wünscht, möge das schon genannte Hollmannsche Buch, dem ich weiteste Verbreitung wünsche, kaufen und lesen. Über die sich seit einigen Jahren auch in Deutschland verbreitende Volkshochschulbewegung erteilt wohl das grundlegende Werk von Emil Engelhardt: „Die Volkshochschule in Deutschland" (Hamburg 1919) die beste Auskunft.

---

[1]) In dem inhaltsreichen, sehr wertvollen Werke: „Die dänische Volkshochschule und ihre Bedeutung für die Entwicklung einer völkischen Kultur in Dänemark", Berlin 1909, S. 28.

## 8. Der Widerstreit der Meinungen in Deutschland 1775—1806.

Wir haben die Germanenforschung in Deutschland verlassen, als sie unter dem Einflusse Frankreichs und des in wissenschaftlichen und literarischen Dingen französisch fühlenden Berliner Hofes stand. Die Zerrissenheit der Forschung dauert fort bis zum Jahre des politischen Verfalls, 1806, dann erst zwang die äußere Lage zur Sammlung der Geister. Die kritische Tätigkeit Schlözers wurde bereits im vorigen Abschnitte erwähnt. Ihm zur Seite trat der berühmte Göttinger Naturforscher Joh. Friedr. Blumenbach (geb. 1752, gest. 1840), der in seinem 1776 erschienenen Werke „De generis humani varietate nativa liber" die bis in die neueste Zeit Geltung beanspruchende Einteilung des Menschengeschlechts in fünf Rassen aufstellte. Aber in seinem Gefolge erschien doch auch etwas, das an die neuere Zeit erinnert. Joh. Gottfr. Gruber konnte in seiner Übersetzung des genannten Werkes (1798) berichten: „Herr Meiners (Grundriß der Geschichte der Menschheit, 1785) führt alle Völker auf zwei Stämme zurück: 1. von schönen und 2. von häßlichen Völkern; zu jenen rechnet er die weißen, zu diesen die dunkelfarbigen. Zu dem schönen Stamme gehören nach ihm die Celten, Sarmaten und morgenländische Völker. Zu den häßlichen hingegen das übrige menschliche Geschlecht, so weit es verbreitet ist." Das Zusammenschmelzen von Kelten und Germanen kennen wir schon von Leibniz her. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts hat Simon Peeloutier durch sein großes Werk „Histoire des Celtes et particulièrement des Gaulois et des Germains" (1750 ff.) dieser Ansicht einen besonderen Rückhalt verschafft.

Blumenbach und Gruber teilen die Menschheit in fünf Rassen ein: 1. Kaukasier, 2. Mongolen, 3. Äthiopier, 4. Amerikaner, 5. Malaien. Dadurch, daß Blumenbach aus dem „Homo europaeus" Linnés einen Kaukasier machte — Meiners nannte diesen „Hauptstamm" den „Kaukasischen oder Tatarischen" — hat auch er zur Festigung des „Trugbildes vom Osten" beigetragen.

Die kaukasische Varietät wird von Gruber folgendermaßen geschildert: „Diese Raçe erhielt ihren Namen von dem Berge Kaukasus, weil die ihm benachbarten Länder, und zwar vorzüglich der Strich nach Süden, von dem schönsten Menschenstamme, dem georgischen, bewohnt sind; und weil alle physiologischen Gründe darin zusammenkommen, daß man das Vaterland der ersten Menschen nirgends anderswo suchen könnte als hier. Denn erstlich hat dieser Stamm die schönste Schädelform . . . dann ist dieser Stamm von weißer Farbe, welche wir ebenfalls für die ursprüngliche, ächte Farbe des Menschengeschlechts halten können."

Wir Modernen würden mit dieser Schilderung zugleich den Gedanken an die geistige Überlegenheit der kaukasischen Rasse verbinden. In Herders „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" (1784/91) taucht dieser — völlig auf das Germanentum übertragene — Gedanke auf: „Wir können sehr zufrieden sein", heißt es am Ende des 16. Buches, „daß Völker von so starker, schöner, edler Bildung, von so keuschen Sitten, biederm Verstande und redlicher Gemütsart, als die Deutschen waren, nicht etwa Hunnen oder Bulgaren die Römische Welt besetzten; sie aber deswegen für das erwählte Gottesvolk in Europa zu halten, dem seines angeborenen Adels wegen die Welt gehörte, und dem dieses Vorzugs halber andere Völker zur Knechtschaft bestimmt waren, dies wäre der unedle Stolz eines Barbaren. Der Barbar beherrscht; der gebildete Überwinder bildet."

Was bedeuten diese Worte anderes als die Feststellung der Ungleichheit der Menschenrassen auch in geistiger Beziehung? Diese Stimme ist deshalb wertvoll, weil sie aus einer Zeit stammt, in der man allgemein nur die soziale Ungleichheit der Menschen anerkannte, ein Thema, das in erster Linie durch Rousseaus „Discours sur l'origine et les fondemens de l'inégalité parmi les hommes" (1753) angeregt wurde und dann besonders durch den Ausbruch der französischen Revolution in Fluß kam. „Sind denn wirklich alle Menschen gleich?" lautet ein Thema in der Berlinischen Monatsschrift (Dezember 1791). Und die Antwort: „Von einem Pole zum andern kann auf diese Frage keine andere Antwort, als ein gleichklingendes Nein erschallen; denn von einem Pole zum andern ist uns bis jetzt auch nicht eine Spanne Erde bekannt, unter deren Bewohnern eine völlige Gleichheit herrsche." Diese Arbeit, die auch ein bereits 1784 erschienenes italienisches Werk anführt, verurteilt „die Repräsentanten der französischen Nazion, die ihr ganzes neues Staatsgebäude auf natürliche Menschenrechte, und diese auf eine allgemeine Gleichheit unter den Menschen gründeten".

Wie ein Stern in dunkler Nacht erschien 1780 des Königl. Staatsministers Ewald Friedrich von Hertzberg „Abhandlung, worin man die Ursachen der Überlegenheit der Teutschen über die Römer zu entwickeln und zu beweisen sucht, daß der Norden des alten Teutschlands zwischen dem Rhein und der Weichsel und vorzüglich die gegenwärtige Preußische Monarchie das Stammland der heroischen Nationen gewesen sei, welche in der berühmten Völker-Wanderung das Römische Reich zerstört und die Hauptstaaten des heutigen Europa gegründet und bevölkert haben“.

Minister von Hertzberg hat diese für die Geburtstagsfeier Friedrichs des Großen bestimmte Abhandlung am 27. Januar 1780 in der Berliner Akademie der Wissenschaften vorgelesen. Der Originaltext war, wie es dem Charakter der Akademie im friederizianischen Zeitalter entsprach, französisch. Das Ergebnis der geschichtlichen Untersuchung lautete: „Man kann also mit gutem Grunde behaupten, daß nicht Skandinavien, sondern der Norden von Teutonien oder Teutschland, die Werkstätte der Völker (vagina et officina gentium) der Alten gewesen sey, aus der die vielen nordischen Völker gekommen, welche die Griechen und Römer Barbaren nannten, von welchen sie aber gänzlich bezwungen und verdunkelt wurden.“

Minister von Hertzberg war es auch, der 1794 Leibnizens „Unvorgreifliche Gedanken“ in den von der Berliner Akademie herausgegebenen „Beiträgen zur deutschen Sprachkunde“ neu veröffentlichte.

Eine andere Erinnerung an Leibniz läßt die kleine, aber sehr wertvolle Schrift K. D. Hüllmanns „Historisch-etymologischer Versuch über den Keltisch-Germanischen Volksstamm“ (1798) in uns erstehen. Es ist nicht nur der Titel, der an Leibniz anklingt. Der Verfasser bekennt sich auch — genau wie Leibniz — zum germanischen Europa der Vorzeit: „Wenn sich erweisen läßt“, schreibt er, „daß der Stamm der Kelto-Germanen der älteste in Europa ist, alle übrigen Europäer aber später eingewandert sind: so wäre es nicht unschicklich, alle zum Keltisch-Germanischen Stamm gehörende Völker mit dem allgemeinen Namen Ur-Europäer zu belegen, die übrigen aber neuere Europäer zu nennen.“ So sind denn auch nach Hüllmann die Germanen in Europa uransässig, und ihre frühesten Sitze nimmt er nördlich der Elbe, also in Schleswig und Holstein, an. Er kommt damit der Wahrheit näher als die meisten seiner Zeitgenossen. Hüllmann unterscheidet sodann: 1. reine Germanen (Deutsche und Skandinavier), 2. keltische Germanen (die Kambro-[kimbro-]Walesen und die Armorikanen oder Nieder-Bretagner), 3. römische Germanen (Engländer und Süd-Schottländer), 4. germanische Römer (Spanier, Portugiesen und Franzosen). Das

Werkchen ist also besonders vom sprachwissenschaftlichen Standpunkte aus zu beurteilen.

Eine weitere hierhergehörende Schrift ist mir leider nur dem Titel nach bekanntgeworden; das Buch selbst, das eine wertvolle Parallele zu dem Vortrage von Hertzbergs gebildet haben muß, hat mir noch nicht vorgelegen. Es heißt: „Preußens Ansprüche, als Bernsteinland das Paradies der Alten und Urland der Menschheit gewesen zu seyn. Von J. G. Hasse. Königsberg, Nikolovius, 1799."

Im übrigen aber dürfte von Hertzbergs Rede kaum den verdienten Widerhall gefunden haben, denn:

„. . . immer stiller ward's und immer
verlassner auf dem rauhen Steg."

Der diese Worte in seinen „Idealen" aussprach, Schiller, hat selbst unsere Vorfahren mit dem Barbarentume roher Naturvölker auf eine Stufe gestellt und somit der nivellierenden Anschauung Vorschub geleistet. In seiner bekannten akademischen Antrittsrede heißt es nämlich: „Aber selbst da, wo sich der Mensch von einer feindseligen Einsamkeit zur Gesellschaft, von der Not zum Wohlleben, von der Furcht zu der Freude erhebt — wie abenteuerlich und ungeheuer zeigt er sich unseren Augen! Sein roher Geschmack sucht Fröhlichkeit in der Betäubung, Schönheit in der Verzerrung, Ruhm in der Übertreibung; Entsetzen erweckt uns selbst seine Tugend, und das, was er seine Glückseligkeit nennt, kann uns nur Ekel oder Mitleid erregen. — So waren wir. Nicht viel besser fanden uns Cäsar und Tacitus vor achtzehnhundert Jahren . . . Zonen und Jahreszeiten hat der Mensch durcheinander gemengt und die weichlichen Gewächse des Orients zu seinem rauheren Himmel abgehärtet. Wie er Europa nach Westindien und dem Südmeere trug, hat er Asien in Europa auferstehen lassen." Dieses abfällige Urteil über unsere Vorfahren muß doch ein wenig überraschen. Wie war es möglich, daß unser „Volksdichter" damals so an allen Erscheinungen germanischen Lebens vorübergehen und sich einseitig in den Dienst der von Frankreich genährten „Aufklärung" stellen konnte! In Frankreich erstand damals (1794) auch die durchaus unberechtigte und das germanische Gefühl verletzende Bezeichnung „Vandalismus" [1]).

Einen energischen Gegner seiner Anschauung fand Schiller in Herder, der, wie wir gesehen haben, sich schon in seinen „Ideen" germanenfreundlich ausgedrückt hat. Wie stark mußte sich Schiller

[1]) Vgl. W. L. Hertslet, „Der Treppenwitz der Weltgeschichte", 7. Aufl., 1909, S. 189.

getroffen fühlen, als er Herders Manuskript „Iduna oder der Apfel der Verjüngung“ zur Veröffentlichung in den Horen erhielt, in dem es u. a. hieß: „Die ältesten Nordländer waren die Befreier der Welt, die von einer feigen üppigen Knechtschaft unterjocht war. Das drückende Feudal-System der späteren Normannen war eine Übereinkunft aus Not, geformt nach den Sitten der Zeit und der Kirche. Und auch diesen Zeitraum hat kein Volk romantisch-glänzender geendigt, als dieses. Was sind die Helden von Theben und Troja gegen jene in der Normandie, in Sizilien, Neapel und Jerusalem? An Heldenmut und Artigkeit waren sie die Blüte des Rittergeistes aller Völker.“

Herders Abhandlung, die den Bruch mit Schiller besiegelte, erschien im 1. Hefte der Horen 1796 [1]).

Und doch darf man Schiller nicht auf die niedrige Stufe der französischen Aufklärung hinabstoßen, ich befinde mich vielmehr mit Prof. Dr. Heinrich Wolf in völliger Übereinstimmung, der im „Jugend- und Lebens-Geleitbuch“ (Deutsche Geschichte) sagt: „Zwar machte Schiller Rousseaus Ruf ‚Rückkehr zur Natur‘ zum Programm seines Lebens. Aber während Rousseau die Kultur verwarf, soll nach Schillers Ansicht uns die Kultur zur Natur zurückführen, daß wir ‚wollend tun, was wir in der Kinderzeit willenlos taten‘.“ Wenn Schiller beispielsweise nach dem Gange, den er im Geiste durch die menschliche Kultur mit all ihren Vorzügen und all ihren Entartungen zuückgelegt hat, seinen Frieden bei der Natur findet:

Reiner nehm' ich mein Leben von deinem reinen Altare,
nehme den fröhlichen Mut hoffender Jugend zurück,

so war es doch in erster Linie die Natur seiner deutschen Heimat, die ihn mit ihren landschaftlichen und geschichtlichen Reizen umfing. Und so muß er schließlich doch dem germanischen Geiste zugestehen, was ihm zukommt, und er schreibt z. B. in einer von Ludwig Woltmann mitgeteilten Briefstelle (1798), daß „die belebende Kraft im Menschen nur in einem kleinen Teile der Welt (Europa) wirksam ist und jene anderen ungeheuren Völkermassen für die menschliche Perfektibilität ganz und gar nicht in Betracht kommen . . . Besonders ist es mir, daß es jenen Nationen (Syriern und Ägyptern) und überhaupt allen Nicht-Europäern nicht sowohl an moralischen als an ästhetischen Anlagen

[1]) Über Herders Verhältnis zu Schiller s. Otto Harnack im Marbacher Schiller-Buche, 1905, S. 72 ff. Übrigens brachte auch Schillers Thalia 1792/3 einen an Herders Stil gemahnenden, praktische Lebensweisheit predigenden Dialog „Mimer und seine Freunde“.

gänzlich fehlt. Der Realismus sowohl als auch der Idealismus zeigt sich bei ihnen, aber beide Anlagen fließen niemals in eine menschlich schöne Form zusammen". Mit dem anbrechenden neuen Jahrhundert hat Schiller die Aufklärung völlig überwunden, wie das aus dem Jahre 1801 stammende, unvollendete und erst 1902 bekanntgewordene Gedicht „Deutsche Größe" beweist.

Neben Herder wirkte in volkstümlich-germanischem Sinne namentlich Gräter, der seit 1791 Herausgeber des „Bragur" war und gleich im ersten Bändchen desselben Gedanken aussprach, die sich mit den von Herder im Iduna-Aufsatze entwickelten wohl vertrugen [1]).

In diesem Zusammenhange sollen die auf tiefere Erkenntnis deutschen Volkstums gerichteten Bestrebungen Justus Mösers und des Schweizers Joh. von Müller nicht vergessen werden. Auch daß 1765 in einem Büchlein Friedrich Karl v. Mosers der Begriff „Deutscher national-Geist" erwachte, ist erwähnenswert. Der nach Friedr. Meinecke durch Montesquieu, dann auch durch Voltaire beeinflußte Verfasser ersehnt darin schon die künftige Reichseinheit.

1788 beginnt die groß angelegte, von Conrad Mannert verfaßte „Geographie der Griechen und Römer". Besonders wohltuend berührt das warme und die neueren Bearbeiter der antiken Geographie weit überragende Interesse an unserer germanischen Heimat, deren Beschreibung der stattliche dritte Band (776 Seiten!) gewidmet ist.

Wie stark fällt dagegen die Darstellung Germaniens und des Nordens in Kieperts Handbuch der alten Geographie (1878) ab, das dafür von 544 Seiten nur $9^1/_2$ übrig hat! Über Mannerts Stellung zur Frage der Germanen-Heimat wird im 2. Teile berichtet werden.

Eine weitere erfreuliche Erscheinung in jenem Zeitabschnitte bietet K. G. Anton in seiner „Geschichte der teutschen Nazion" (1. Teil: Geschichte der Germanen, 1793) dar. Der Verfasser enthält sich des Urteils über die Herkunft der Germanen, erkennt aber eine Urnation an, „von der Armenier und Persier, Gallen und Griechen, Germanen und Slawen ausgingen, denn alle zeigen in ihren Stammwörtern, daß sie ihr die ersten Begriffe verdanken. Verwehet ist die Sprache der

---

[1]) „Urteilen Sie selbst, was eine Götterlehre von solchem Umfange für die Zukunft versprach? Sagen Sie, Freund, hatte die Mythologie der Norden nicht alle Grundsteine zu einem großen und prächtigen Gebäude? Wäre es bei weiterer Ausbildung derselben durch die Poesie nicht endlich möglich gewesen, aus der mit den nachmaligen Götterfabeln vereinigten älteren Religions- und Naturweisheit ein schönes und harmonisches Ganze aufzuführen als Ovid aus der Römisch-Griechischen in seinen Verwandlungen?" Bragur I, S. 57.

Thraken, aber nicht in ihren noch der Nachwelt bekannten Sitten der Verwandtschaft unleugbare Spur". Damit ist die indogermanische Sprachenfamilie allerdings noch nicht in ihrer Gesamtheit gegeben. Schon 1786 hatte William Jones den Kreis wesentlich erweitert. „The first stone of the edifice (of Comparative Philology)", schreibt Isaac Taylor am Beginn seines Werkes „The origin of the Aryans", 1889, „was laid in 1786, when Sir William Jones made the memorable declaration that de similarities between Sanskrit, Greec, Latin, German, and Celtic could only be explained on the hypothesis that these languages had common parentage."

Auf S. 15 schreibt Anton: „Germanien war schon in Zeiten bevölkert, die Nebel und Dunkelheit decket, unbekannt aber alles, was gegen Norden lag. Zuerst kamen Hyperboräer zum Vorscheine, deren berühmte Opfergeschichte fast auf Kultur schließen läßt." Gemeint sind hier wohl die Jahresgesandtschaften der Hyperboräer nach Delos[1]). Kelten und Germanen, meint Anton, hätten wohl die antiken Geschichtschreiber nicht immer unterscheiden können. „Brennus überströmte Gräzien mit einem gallischen Heere; wie, wenn es eine germanische Horde gewesen wäre?" Ich bitte, hierfür nachzulesen, was ich oben (unter Frank v. Wörd) geschrieben habe.

Kants „Anthropologie in pragmatischer Hinsicht" (1798) darf hier auch nicht unerwähnt bleiben. Zwar will Kant in diesem Werke nicht darstellen, was die Natur aus dem Menschen, sondern was dieser aus sich selbst gemacht hat. Darum fehlen hier längere Erörterungen über Rassenverhältnisse, aber einen Fortschritt Kants über eine seiner früher geäußerten Ansichten hinaus bedeutet es doch, wenn er schreibt: „Daß auf die Regierungsform alles ankomme, welchen Character ein Volk haben werde, ist eine ungegründete nichts erklärende Behauptung; denn woher hat denn die Regierung selbst ihren eigentümlichen Character? — Auch Clima und Boden können den Schlüssel hiezu nicht geben; denn Wanderungen ganzer Völker haben bewiesen, daß diese ihren Character durch ihre neuen Wohnsitze nicht veränderten . . ." Diese der neueren Forschung sich nähernde Ansicht gewinnt damals mehr und mehr Raum, sie findet sich u. a. selbständig neben Kant bei Georg Forster, „Kleine Schriften", dann später bei Alexander von Humboldt (Voyage aux régions équinoxiales). In diesem Werke befindet sich nach Adolf Bartels folgender schwerwiegende Satz: „Die Einflüsse des Klimas und aller äußeren Verhältnisse sind ein verschwindendes Moment

[1]) S. auch Dr. Ernst Krause, Tuisko-Land, 1891, S. 181.

dem gegenüber, was der Rassencharakter wirkt, die Gesamtheit der dem Menschen eigentümlichen, sich vererbenden Anlagen."

Die von Anton absichtlich vermiedene Untersuchung über den Ursprung der Germanen hat Johann Babor 1798 zum Gegenstande einer kleinen Schrift „Über die Abstammung der Deutschen" gemacht. Nach ihm sind die Germanen Skythen, ebenso wie die Perser, und den Hauptzweck der Schrift bildet der Nachweis, „daß die alten Perser und die Germanen zu einem und dem nämlichen Stamme gehörten". Übereinstimmung in Körpergestalt, Sitten und Sprache bilden die Beweismittel. Schon in Leibnizens Unvorgreiflichen Gedanken (§ 44) findet sich der Hinweis darauf, daß einige deutsche Wörter bis zur persischen Sprache gegangen sind, „ob ich (Leibniz) gleich in der persischen Sprache nicht so viel Deutsch gefunden habe, als es Elichmann und seine Anhänger vorgaben". Und Ernst Moritz Arndt stimmt ebenfalls mit Babor überein, wenn er im ersten Bande des „Geist der Zeit" (1806) schreibt: „Die Perser sind mir keine Orientalen in orientalischer Bedeutung, sie gehören halb dem Occident an... Ich halte hoch auf die Perser und ihren Charakter . . . Der Perser war schön von Gestalt und ritterlich, was vom alten Stamm noch übrig ist, gehört auch jetzt noch zum schönsten Menschenschlag." Die Vereinigung so vorzüglicher Kräfte hätte leicht der germanistischen Richtung zum Siege verhelfen können. Aber es kam nicht so weit. Prof. Dr. Gustaf Kossinna berichtet in seinem Werke „Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft" (Würzburg 1912): „Es gab eine Zeit, wo die schönwissenschaftliche Klasse der Berliner Akademie sich für deutsche Vorgeschichte lebhaft zu erwärmen anfing: damals als Alois Hirt in Berlin Akademiker ward und 1798 in den Schriften der Akademie eine für damalige Verhältnisse treffliche Vorlesung erscheinen ließ, die den „Denkmälern der nordischen Völker", gemeint sind die Urnenfriedhöfe in Norddeutschland, gewidmet ist. Dieser Anlauf war aber ein nur vorübergehender, zumal bald danach, seit Gründung der Berliner Universität, nur die amtlich dort beglaubigten Wissenschaften in der Akademie fortan Eintritt und einen Platz an der Sonne fanden."

Das Jahr 1804 brachte noch einmal einen Rückfall in die alte Hypothese Clüvers, nach welcher Ascenas der Stammvater der europäischen Nationen gewesen sein soll, in dem Werke des Grafen K. C. zur Lippe „Die Alterthümer der Mannus-Söhne". Dennoch ist das Buch wertvoll einerseits als ein politisches Dokument (es verdankt seine Entstehung der „damaligen Umwälzung in den Schicksalen Deutschlands, wie wir

solche in diesem 19. Jahrhundert erdulden"), andererseits als ein schöner Beweis für die vielseitigen Anregungen, die der deutschen Altertumskunde durch Dichter wie Herder, Klopstock u. a. zuflossen.

Leider muß dieses Kapitel mit einem schrillen Mißklang schließen. Im Jahre 1806 gab der berühmte Sprachforscher Johann Christoph Adelung eine „Älteste Geschichte der Deutschen" heraus, die R. v. Raumer mit Recht eine „giftige Schmähschrift" nennt. Im Sinne Schillers schreibt Adelung zunächst im Kapitel „Charakter der Deutschen": „Man lese z. B. genaue Beschreibungen von den wilden Stämmen in Canada, so wird man in ihrer unsteten Lebensart, in ihrer unüberwindlichen Scheu vor aller Arbeit, in ihrer Leidenschaft für Krieg und Jagd, in ihrer Neigung zur Trunkenheit, in ihrer Spielsucht, in ihrer Grausamkeit gegen ihre Feinde, und in hundert andern Umständen — welchen denn noch? — Cäsars und Taciti Sueven wieder zu finden glauben." Weit über Schiller hinaus geht er aber auf den folgenden Seiten. Von seinen unglaublich abfälligen Bemerkungen hat R. v. Raumer auf S. 237 seiner Geschichte der germanischen Philologie eine Blütenlese zusammengestellt. So war denn, ganz im Gegensatze zu Herder, der Unterschied der Rassen und Nationen wieder aufgehoben, der Germane auf die unterste Stufe aller Kultur herabgedrückt, und — wenn Adelung der allein maßgebende Germanist seiner Zeit gewesen wäre — könnte man sagen, daß er das deutsche Volk im Jahre des politischen Verfalls auch dem geistigen Bankerott ausgeliefert hätte.

Richard Wagner hat einmal das Volk als die Gemeinschaft derer bezeichnet, die eine gemeinsame nationale Not empfinden. Sicherlich hat er dabei nicht nur an die politische Seite gedacht. So hat denn auch die nationale Not das tiefere Interesse an der Erforschung der deutschen Vorzeit geweckt. Gerade in den letzten Jahrzehnten vor dem politischen Zusammenbruche waren wertvolle Keime — Entwicklungsgedanke, Rassenlehre, indogermanische Sprachforschung — ausgestreut worden, die sich im 19. Jahrhundert zu vollen Blüten entwickeln sollten.

---

# Nachträge.

Zu Seite 11. Als erste deutsche Ausgabe der Germania war mir bisher diejenige von 1535 bekannt. Aus dem Kommentar von Dr. Georg Ammon (1913) ersehe ich, daß bereits 1526 Johann Eberlin von Günzburg eine deutsche Übersetzung geliefert hat.

Zu Seite 18. Erster Herausgeber der Ursperger Chronik war der verdienstvolle Konrad Peutinger (1515).

Zu Seite 25 u. 26. Der Titel des Werkes von Paul Joachimsen lautet: Geschichtsauffassung und Geschichtschreibung in Deutschland unter dem Einfluß des Humanismus, 1910.

Zu Seite 78. Einer der frühesten Berichte über Ausgrabungen auf holsteinischem Boden ist mir nachträglich bekanntgeworden. Er befindet sich in Kunrat von Hövelens Buche: Der Uhr-alten Deutschen Großen und des H. Röm. Reichs-Freien An-See und Handel-Stadt Hamburg Alt-Vorige und noch Iz Zu-Nämende Hoheit / samt allerhand vorhandener Glaub- und Besähe-währten Altertums Herlichen Gedächtnisse, Lübek, 1668. Der Verfasser bespricht von S. 98 ab das Altertum und fährt S. 112 fort: „Eine große halbe Meile hievon (Wedel) zwischen Pinnenbärg wurden vor einigen Jahren Urnen (Leich-Geschirre / Leichtöpfe) darin des Verbranten Cörper Asche und Gebeine verwaret waren / aus einem Bärge gegraben / davon 2 Weiland Herr Rist bekame. Noch ist zu Wädel solches Altertum vorhanden. Bei Hamburg und sonderlich dises Ortes herum sind vile dergl. Heidnischen Grabhügel und Opferstäten / und fället kein Zweifel / darin ja vihl Altes kostbares noch wol verborgen lige." Die beiden abgebildeten „Zimbrischen Leich-Urnen sind die einzigen Abbildungen des Buches. Vielleicht hängt mit diesem Berichte die Mitteilung Chr. D. Rhodes (Antiquitäten Remarques, 6. Woche vom 17. Febr. 1719) zusammen: „Der seel. Herr Pastor Rist zu Wedel hat einsten (wo mir recht in der Pinnenberger Heyde) eine schwartze mit rohten Adern durchzogene schöne Urne gefunden . . . usw."

# Anhang.

## Die hauptsächlichsten deutschen Schriften über Vorzeitfunde usw. von 1720 bis 1800.

C. F. **Reusch**, Dissertatio de tumulis et urnis sepulcralibus in Prussia, Königsberg 1722.

J. J. **Rhode**, Die im Breitenstein entdeckten Grabhügel, Königsberg 1725.

Goetzii programma de duobus nobilissimis agri Osnabrugensis monumentis sepulcr., Hovensi et Krödescensi, Osnabrück 1726.

Chr. **Nettelbladt**, Theses de variis mortuos sepeliendi modis apud Suiones et urnis sepulcr. in Pomerania Suetica, Rostock 1727 (?).

G. **Kreysing**, Verzeichnis cimbrischer Heiden-Antiquitäten, Flensburg 1734.

A. H. **Lackmann**, Unvorgr. Gedancken bey Gelegenheit des ohnweit Tundern entdeckten güldenen Horns, Hamburg 1734.

Corieuse Nachricht von heidnischen Gräbern und Todtentöpfen, die bei Halle im Magdeburgischen gefunden worden, 1734.

A. H. **Lackmann**, De variis exequiorum ritibus apud nobiles Cimbros, Kiel 1748.

G. **Litzel**, Beschreibung der römischen Todten-Töpffe und anderer heidnischer Leichengefäße, welche . . . bey Speyer ausgegraben werden, Speyer 1749.

J. H. **Müller**, Versuch einer Abhandlung von den Urnen der alten deutschen und nordischen Völker, Altona u. Flensburg 1756.

J. K. C. **Wineken**, Antiquarische Anmerkungen über ein altes und schätzbares . . . zu Quedlinburg aufbewahrtes Gefäß, Quedlinburg u. Leipzig 1761.

Chr. L. **Schäffer**, Beyträge zur Vermehrung der Käntniß der Teutschen Alterthümer, Quedlinburg u. Leipzig 1764.

Chr. Fr. **Schulze**, Nachricht von den an verschiedenen Orten in Sachsen gefundenen Todentöpfen und anderen heidnischen Alterthümern, Friedrichstadt 1767.

J. G. S. **Schwabe**, De monumentis quibusdam sepulcral. Saxenburgicis commentatio, Leipzig 1771.

Die gottesdienstlichen Alterthümer der Obotriten aus dem Tempel zu Rethra am Tollenzer See (von Masch und Wogen), Berlin 1771. Dazu:

Rethra und dessen Götzen. Schreiben eines Märkers an einen Mecklenburger über die in Prilwitz gefundenen Wendischen Alterthümer, Bützow u. Wismar 1773, und:

Beyträge zur Erläuterung der Obotritischen Alterthümer, herausgeg. von A. G. **Masch**, Schwerin u. Güstrow 1774.

(Bereits am Anfang des 19. Jahrhunderts wurden gegen die Echtheit der obotritischen Altertümer Zweifel erhoben.)

*

## Anhang.

J. C. **Zimmermann**, Nachricht von einigen bey Ülzen . . . ausgegrabenen Urnen usw., Celle 1772.

C. G. A. **Schachmann**, Betrachtungen über das Gebürge bey Königsheim in der Oberlausitz und denen daselbst gefundenen Alterthümern, Dresden 1780.

Marchia Brandenburgica gentilis, Berlin 1783.

J. N. **Weißmantel**, Historische Nachricht von deutschen Urnen und Alterthümern, ausgegraben bey Erfurt, Erfurt 1783.

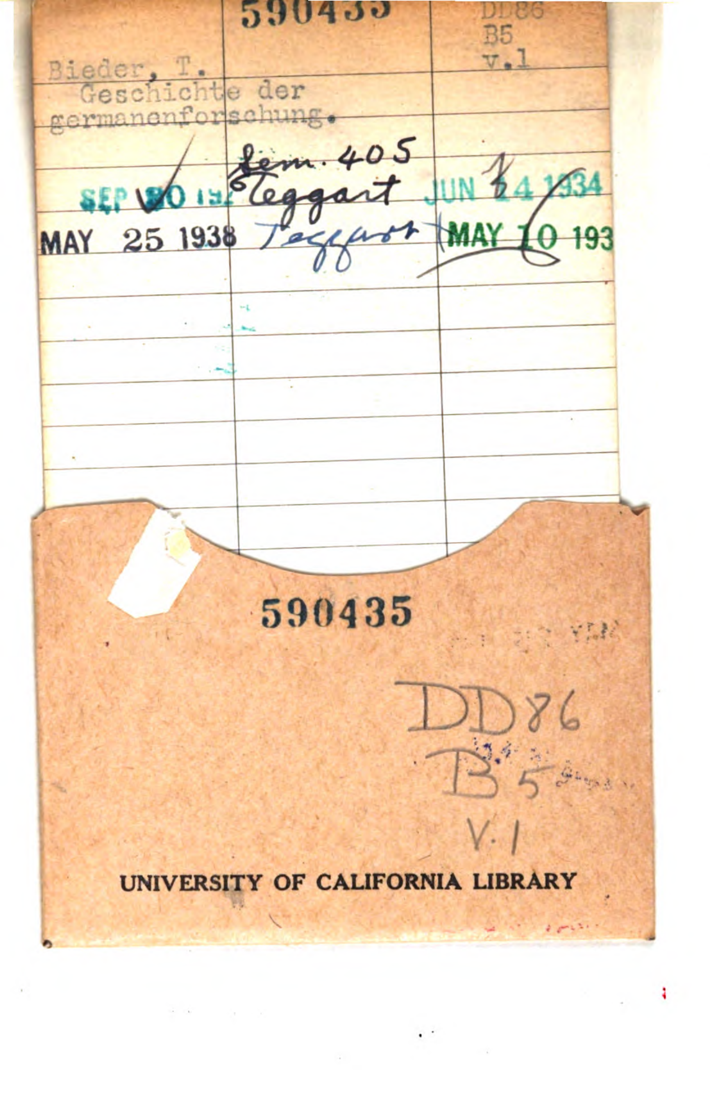
J. F. **Herel**, Über einige in der Gegend von Erfurt gefundene Alterthümer usw., Erfurt 1787.

J. **Pickel**, Beschreibung verschiedener Alterthümer, welche in Grabhügeln alter Deutschen nahe bey Eichstätt sind gefunden worden, Nürnberg 1789.

C. D. F. **Lehmann**, Beyträge zur Untersuchung der Alterthümer aus einigen bey Welbsleben vorgef. heidn. Überbleibseln, Halle 1789.

B. F. **Hummel**, Beschreibung entdeckter Alterthümer in Deutschland, herausgeg. von Chr. F. C. Hummel, Nürnberg 1792.

---


590435
DD86
B5
v.1
Bieder, T.
Geschichte der
germanenforschung.
Sem. 405
Teggart
MAY 25 1938
MAY 10 193
590435
DD86
B5
V.1
UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

